



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Dramatische Entwürfe und Fragmente

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1882?]

Einleitung.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65087](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65087)

Einleitung.

Lessings dramatische Entwürfe haben nicht nur litterarhistorischen Wert, sondern können auch modernen Dichtern manchen Stoff zu neuen Arbeiten bieten. Wundert man sich über die bunte Mannigfaltigkeit der Gegenstände, so erwäge man die charakteristischen Worte, die Lessing als junger Publizist an seinen Vater schrieb: „Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, so wagt man sich oftmals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kann, da man sich in einer andern vielleicht bis zu einer wundernswürdigen Höhe hätte schwingen können.“

Der dramatische Nachlaß wurde von dem Bruder des Dichters, Karl Gotthelf Lessing, 1784—1786 herausgegeben. Lachmann und Dr. Fechner zogen eine Reihe noch gänzlich unbekannter Fragmente ans Licht. Was aber für die Vollständigkeit dieser Sammlung geschehen konnte, das hat Bogberger geleistet, dem wir in unserer Ausgabe folgen. Der erste Herausgeber des Nachlasses sagte:

„In verschiedenen Zeitungen und Journalen habe ich gefunden, daß man zur Herausgabe der nachgelassenen Schriften meines Bruders gewisse Hoffnung gemacht, und ob ich gleich nicht weiß, aus was für Grunde, so kann ich doch darausfüglich schließen, daß Nachfrage darnach sein müsse, ohne die ich wohl noch lange angestanden hätte, an ihre Bekanntmachung zu denken, so sehr ich auch von ihrer Nützlichkeit überzeugt bin.

„Der theatralische Nachlaß ist nicht so groß, als manche Zeitschrift ihn gemacht, die von hundert und mehr Planen zu Lust- und Trauerspielen gewähnt. Ob mein Bruder deren jemals so viel entworfen, kann ich weder bejahen noch verneinen. Er war gewohnt, meistens jährlich seine Papiere zu mustern und alles davon zu vertilgen, was ihm zu bearbeiten der Mühe nicht mehr wert schien. Möglich, daß er auch manches von dem, was da ist, mit der Zeit vernichtet hätte, gewiß aber, daß er nichts, den ‚Schlaftrunk‘ und die ‚Matrone von Ephesus‘ ausgenommen, so gelassen hätte, wie es nunmehr erscheint.“

Und der Dichter selbst schreibt am 28. Oktober 1768 an seinen Bruder: „Meine Sudeleien von entworfenen Komödien könnte ich dir leicht geben; aber du würdest sie sicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt und mich auf mein Gedächtnis verlassen, von welchem ich mich nunmehr betrogen sehe.“

Nach Borbergers Vorgänge bieten wir die Fragmente in chronologischer Reihenfolge. So fallen in Lessings Leipziger Studienjahre 1746—1748: Hannibal, Gungir, Die Matrone von Ephesus, Der Leichtgläubige, Der gute Mann, Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck, Die beiderseitige Ueberredung. Während seiner publizistischen Thätigkeit in Berlin und Wittenberg 1749—1755 entstanden: Der Freigeist, Genzi, Das befreite Rom, Weiber sind Weiber, Tarantula, Crébillons Catilina, Thomsons Tankred, Thomsons Agamemnon, Justin, Palaion — Vor Diesem!, Die aufgebrachte Tugend, Die Wiklinge, Der Dorfjunfer. Seinem zweiten Aufenthalte in Leipzig und Berlin 1755—1760 gehören an: Faust, Die glückliche Erbin, Virginia, Fatime. Aus der Periode des Nationalkrieges, während welcher Lessing in Breslau und Berlin war, stammen: Alcibiades, Kleonnis, Ludwig und Aurora, Cracchio und Argila, Fenix, Der Schlaftrunk. Der Periode der Meisterschaft (Hamburg und Wolfenbüttel) 1767—1777 gehören an: Tragische Sujets, Komische Sujets, Nachspiele mit Hanswurst, Das Horoskop, Spartacus, Der Galeerensklave, Die Gebrüder Dürer, Werther der Bessere. Während der theologischen Streitigkeiten 1777 bis 1780 schrieb der Dichter den ersten Entwurf von Nathan.

Hannibal.

In den Jugenddramen und Entwürfen Lessings tritt schon das Bestreben hervor, den Anforderungen der Bühne zu genügen. Sucht er hier reformierend neue Pfade auf, so schließt er sich dort dem Zeitgeschmack gemäß an Gottsched, dort an Weiße an; bisweilen auch begnügte er sich mit Uebersetzungen französischer Dramen. So übersehte er, um Freiplätze im Theater zu haben, mit seinem Freunde Weiße das Trauerspiel von Marivaux „Hannibal“ in gereimte Alexandriner. Karl Lessing hielt es für eine eigene Dichtung seines Bruders und unterließ deshalb sowie wegen der poetischen Wertlosigkeit desselben die Veröffentlichung. Borberger gab es zum erstenmal nach dem Originale unter den Breslauer Papieren heraus. Die Ueberschrift rührt nicht von Lessing her.

Giangir oder der verschmähte Thron.

Dieser „Versuch eines Trauerspiels“ datiert vom 17. April 1748 und scheint gleichzeitig mit einer Tragödie des Studienfreundes Lessings, Chr. F. Weiße, „Mustafa und Giangir“, entstanden zu sein. Weißes Quellen waren Thuan's Geschichte seiner Zeit und Busbecks Türkische Briefe, während Lessings Quelle noch nicht nachgewiesen ist. Nach Danzel erzählt Thuan folgendes: Soliman II. hatte einen Sohn Mustafa aus erster Ehe und eine Konkubine Nogelane, die jenen rechtmäßigen Thronerben verdrängen und ihre Söhne in den Vordergrund bringen wollte, unter denen Zeangir der jüngste war. Um Solimans Gunst zu gewinnen, äußerte sie den Wunsch, eine Moschee und eine Karawanseirai zu bauen. Als ihr der Mufti erklärte, das Werk würde nicht zum Heile ihrer, sondern Solimans Seele gereichen, da sie Sklavin sei, stellte sie sich lebensüberdrüssig und bewog dadurch Soliman, sie freizulassen. Durch weitere Intriguen unter dem Deckmantel der Religion gelang es ihr, zur rechtmäßigen Gattin Solimans erhoben zu werden.

Marmontels Erzählung „Soliman II.“ und Favarts Lustspiel, über welches Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie“ (33. bis 36. Stück) schreibt, folgen jenem Berichte. Nach Danzels Mitteilung aus Thuan's Historien ließ Nogelane durch einen Brief den Mustafa bei dem Sultan als Verschwörer verleumden, worauf derselbe 1553 ermordet wird; Zeangir, der ihn zärtlich liebt, nimmt sich das Leben. — Lessing gibt der Handlung eine wirksamere Wendung, indem er statt der Politik die persönliche Ehre zum Motiv des tragischen Ausgangs macht. Borberger vergleicht die ganze Einkleidung der Intrigue mit der Rahmenerzählung der „Sieben weisen Meister“.

Der reimlose Alexandriner, den Lessing hier nach dem Vorgange F. C. Schlegels ausnahmsweise gebraucht, folgt dem Typus des französischen Metrums, indem die Cäsur in der Mitte liegt und weibliche mit männlichen Verspaaren abwechseln, während bei Schlegel die Cäsur in die fünfte Silbe gelegt, der Ausgang der Cäsur weiblich, der Ausgang des Verses männlich gemacht wird.

Die Matrone von Ephesus.

Auch dieses Fragment verdankt Weiße die Anregung, der denselben Gegenstand als Lustspiel behandelt und dieses auf dem Neuberischen und anderen Theatern mit Beifall hatte aufführen lassen. Lessing verfaßte den Plan und die erste Ausführung wahr-

scheinlich schon in Leipzig, die zweite in Hamburg, wo ihn das einaktige Lustspiel von Houdar de la Motte zu neuer Bearbeitung des Stoffes anregte. In der „Dramaturgie“ (36. St.) sagt Lessing: „Man kennt dieses beißende Märchen [Die Matrone v. C.], und es ist unstreitig die bitterste Satire, die jemals gegen den weiblichen Leichtsinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tausendmal nachgezählt, und da es selbst in der schlechtesten Kopie noch immer gefiel, so glaubte man, daß es ein ebenso glücklicher Stoff auch für das Theater sein müsse. Houdar de la Motte und andere [Chapman und Pierre Brinon] machten den Versuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieser Versuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedient, bei weitem nicht so fein und dringend und siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besonderen Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelt des toten Mannes zu retten, glauben wir ihr des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermutung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Märchen gern mit einer recht giftigen Spitze schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermutung nicht statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unsern Wit, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken und sagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem besonderen Falle des Lykas zu befinden: *Si justus imperator fuisset, debuit patrisfamiliae corpus in monumentum referre, mulierem adfigere cruci.* Und diese Strafe scheint sie uns um soviel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges,

liederliches Weibsstück insbesondere. — Kurz, die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts.“

In seinen beiden Entwürfen gibt Lessing die Erklärung. Petronius ist die Quelle unserer Erzählung, die nach Dunlops Geschichte der Prosadichtung in Liebrechts Uebersetzung lautet:

Eine vornehme Ephesierin ist bei dem Tode ihres Gatten mit den gewöhnlichen Zeichen von Kummer nicht zufrieden, sondern steigt noch mit dem Leichnam in das Grabgewölbe, um sich dort ihrem heftigen Grame so lange hinzugeben, bis sie aufgerieben sei. Weder ihre eigenen Freunde noch die ihres verstorbenen Gemahls vermögen ihren Vorsatz zu erschüttern. Endlich begibt sich ein gemeiner Soldat, der bei den Leichen einiger ans Kreuz geschlagener Verbrecher Wache hält, damit diese nicht von ihren Verwandten herabgenommen würden, und der in der Gruft ein Licht schimmern sieht, in diese, wo er die Schönheit der trauernden Witwe voll Bewunderung anstaunt und letztere endlich dazu beredet, zu essen, zu trinken und sich dem Leben wiederzuschicken. In der nämlichen Nacht auch, noch in der allerersten Zeit ihres Kummers, noch gehüllt in die Trauergewänder und sogar in dem Grabe ihres hingeschiedenen Gatten, ergibt sie sich diesem neuen und unbekanntem Liebhaber. Sobald der Soldat aus dem unterirdischen Brautgemache in die Oberwelt emporsteigt, sieht er, daß inzwischen der Leichnam eines der Verbrecher fortgeschafft worden ist. Er kehrt hierauf zu seiner Geliebten zurück, um mit ihr im voraus die Strafe zu beklagen, die ihn wegen der Vernachlässigung seiner Pflicht erwartet; sie befreit ihn jedoch alsobald von seiner Unruhe, indem sie ihm vorschlägt, den Leichnam des von ihr so schwer bejammerten Gemahls statt des Verbrechers ans Kreuz zu nageln.

In den „Contes Chinois“ von Abel Rémusat hat die Erzählung eine Schlußwendung, die an Klingemanns unbedeutende Ausführung des Lessingschen Fragmentes erinnert:

„La Matrone du pays de Soung. Ein Weiser, namens Tschuang-tseu, begegnet einst auf einem Begräbnisplätze einer jungen Witwe, welche das Grab ihres Mannes mit ihrem Fächer fächelt und auf sein Befragen ihm mittheilt, daß sie ihrem verstorbenen Gatten auf dem Totenbette versprochen, sich nicht eher wieder zu vermählen, als bis die Erde des Grabhügels an dem einen Ende ganz trocken wäre, was sie durch das Fächeln zu beschleunigen sucht. Der Weise bewirkt dies ihr zuliebe sehr schnell und kehrt nach

Hause zurück. Seine Frau, der er den Vorfall mittheilt, schmäht heftig die Unenthaltbarkeit jener Witwe und sagt, sie würde als Witwe nie wieder heiraten. Bald darauf stirbt Tschuang-iseu, und seine Witwe ist anfangs trostlos. Bald jedoch kommt ein ehemaliger Schüler ihres Mannes, welcher der Leiche seines Lehrers die letzte Ehre erweisen und dann seine Bücher zu ferneren Studien benutzen will. Sie nimmt ihn in ihr Haus auf, verliebt sich in ihn, und kurzum, der Hochzeittag wird festgesetzt, nachdem der Leichnam in eine elende Hütte geworfen worden ist. Im Begriff, das hochzeitliche Lager zu besteigen, fällt der Bräutigam in Krämpfe, welche, wie sein Diener sagt, nur durch das Gehirn eines noch nicht lange gestorbenen Menschen, mit Wein vermischt und so getrunken, beseitigt werden können. Die Braut eilt mit einer Art zu dem Leichnam ihres Mannes, haut erst den Sarg entzwei und will eben der Leiche den Schädel einschlagen, als ihr Mann von einem längern Scheintode erwacht und mit ihr nach Hause zurückkehrt. Die Nichtigkeit ihrer anfänglichen Ausflüchte wird bald klar, worauf sie vor Scham sich erhängt, ihr Mann aber das Haus nebst ihrer Leiche und allem anderen in Brand steckt; der Schüler und sein Diener sind jedoch inzwischen entflohen."

Die Novelle schließt mit der Bemerkung, daß man auf die Treue der Frauen nicht zu stark bauen dürfe, ehe man sie genau geprüft habe.

Der Leichtgläubige.

Dieses Fragment schließt sich der Zeit nach an das vorige an und ist wie jenes durch ein fünftaktiges Lustspiel Weiße's veranlaßt worden. Weiße's Stück wurde aufgeführt, erfuhr aber den Tadel Lessing's, daß es nur eine Pièce à tiroir sei, da es nur Situationen eines Leichtgläubigen ohne den bindenden Fortgang einer gut angelegten Fabel darstelle. Lessing suchte im Wettstreit mit seinem Freunde die Fehler des Weiße'schen Stückes zu verbessern und entwarf einen neuen Plan. Er nahm dazu aus Wycherley's „Country Wife“ den Charakter des Sparkish. Sein Entwurf zeigt, wie Danzel sagt, ebenso viel französische Dürftigkeit wie das Stück des Wycherley englische Ueberladung. Das Bedientenpaar Johann und Lisette, in deren Händen die Intrigue liegt, erinnert an Marivaux oder Molière's Vorbild, die falsche Freundschaft Courtals gegen Woldemar an Lessing's „Damon“. Weiße, der, wie er in seiner Selbstbiographie sagt, Lessing in allem für seinen Meister erkannte, zog nach einigen Jahren seinen „Leichtgläubigen“ vom Theater zurück.

Der gute Mann.

Congreves „Double-dealer“ ist das Muster dieses Entwurfes. Lessing schließt sich, wie Danzel sagt, an die Haupthandlung des Engländers an, aber er vereinfacht sie. Ein Herr Plyant (Triffel bei Lessing), seine zweite Frau und seine Tochter aus erster Ehe Cynthia (Flora) bilden den Mittelpunkt beider Stücke; Mellefont (Valer), ein ehrlicher Mann, der auch Gegenliebe findet, und Maskwell (Thimant), ein Intrigant, bewerben sich um die Hand des Mädchens; der erstere trägt sie davon. So weit stimmen beide Stücke überein. Aber bei dem Engländer ist Maskwell in allem die Hauptperson, wie denn auch von ihm die Komödie den Namen hat. Maskwell läßt durch eine Lady Touchwood, eine Tante des Mellefont, mit welcher er in ehebrecherischer Vertraulichkeit lebt und die auch Mellefont zu verführen gesucht hat, die Lady Plyant überreden, der letztere habe es eigentlich auf sie und gar nicht auf ihre Stieftochter abgesehen, um dadurch seine Verbindung mit der letzteren zu hintertreiben; endlich wird er nach vielen anderen Schurkenstreichen mit der Lady Touchwood auf der That ertappt und so entlarvt, während indessen ein Freund des Mellefont, Careless, der Lady Plyant den Hof gemacht und sie damit beschäftigt hatte, so daß sie bei ihrem schwachen Gatten nicht ernstlich gegen Mellefont wirken konnte. Dagegen läßt Lessing gerade im Gegenteil die ganze Intrigue des Thimant darin bestehen, daß er der Frau Triffel den Hof macht, die dann sich von ihm geliebt glaubt; Lisette, das Dienstmädchen der Frau Triffel, ist auf seiner Seite; die Gegenmine der Liebenden besteht darin, daß auch hier der Frau Triffel ein Cicisbeo gegeben wird, der nun überdies den Thimant bei ihr aussticht; es ist aber eine frühere Geliebte des Thimant, Cynthia, welche denselben nicht verlieren will, als Philander verkleidet; sie bekommt dieselben Szenen, welche im Englischen Careless hat; Lisette, die hier freilich wider Gewohnheit die Ueberlistete ist, schließt das Stück, wie sie es begonnen hat.

Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck.

Der Entwurf der vier ersten Szenen eines auf fünf Akte berechneten Lustspiels zeichnet in dürftigen Zügen nach französischem, in manchen Einzelheiten nach englischem Muster zwei Modegecken und eine Situation, die auf eine leicht durchzuführende Intrigue hinweist. Auch hier treten geläufige Motive und die gewandte Lenkerin der Liebeschicksale auf, die wir als Lisette kennen.

Die beiderseitige Uebersetzung.

Der unfertige Entwurf und das Fragment eines Schäferspieles in gereimten Alexandrinern bietet keinen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Motive, durch welche die verliebte Thestylis sich bestimmen läßt, den Grundsätzen der spröden Sylvia zu folgen. Der in französischen Vorbildern verbrauchte Gegenstand mochte den jungen Dichter selbst nicht zur Vollendung des Bruchstückes reizen.

Der Freigeist.

Eine neue Epoche seiner dramatischen Thätigkeit begann für Lessing in Berlin, wo er im Verkehre mit ernstern, gebildeten Männern wie Nicolai und Moses Mendelssohn zu tiefen wissenschaftlichen Studien angeregt wurde und zu theoretischer Vertiefung gelangte. In jene Zeit fällt sein Freigeist (vgl. Bd. II, S. 15 und 210—292 unserer Ausgabe). In der „Theatralischen Bibliothek“ analysiert Lessing das Lustspiel von de l'Isle, welches ihm das Thema seiner Dichtung gab, „Les caprices du coeur et de l'esprit“ und bemerkt dazu: „Die Fabel dieses Stückes hat mit der Fabel meines Freigeistes so viel Gleichheit, daß es mir die Leser schwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabei sollte genutzt haben. Ich will mich also ganz in der Stille verwundern, in der Hoffnung, daß sie mir wenigstens eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben zugestehen werden.“ „Und in der That,“ bemerkt Danzel, „gibt sich hierbei eine Eigentümlichkeit kund, welche Lessing von allen seinen Vorgängern unterscheidet. In dem Stücke des de l'Isle haben wir zwei verlobte Paare, die sich aber übers Kreuz lieben, weil man die gleichartigen Gemüter verbinden wollte, da doch nur ungleichnamige Pole einander anziehen. Lessing faßte die Sache tiefer; er begnügte sich nicht mit einem bloßen Gegensatz der Temperamente, sondern er legte den beteiligten Personen eine entgegengesetzte Denkart in den wichtigsten Dingen unter, er machte den Mildern und Ernstgesinnten zum Prediger, den Sanguiniker zum Freigeist und fand dadurch zugleich für die Bedienten derselben im Anschluß an Holberg einen bestimmten Charakter heraus, in welchem die Tendenzen ihrer Herren parodiert wurden, und dadurch machte er sein Stück zu einer Meinungsäußerung über diese Dinge selbst.“

Außer de l'Isle diente der dänische Lustspielsdichter Holberg unserem Autor als Vorbild. In Bezug darauf sagt Danzel: „In Johann, dem Bedienten des Freigeistes, sind zwei Holbergsche

Charaktere contaminirt, erstlich, wegen seines eitlen Franzosenfinnes, weil er in Paris gewesen, der Jean de France, und alsdann wegen seiner Freigeisterei, die als eine französische Untugend ganz hierher gehörte, und insofern sie auf die lächerlichste Weise zu schanden wird, Leander in den ‚Irrthümern‘, und auch der Gegensatz zum freigeistlichen Johann, der dumme Martin, hat sein Vorbild bei Holberg: in einem Entwurf zum ‚Freigeist‘ unter den Breslauer Papiere ist die Hauptszene des Johann, wo er traurig persifliert wird, gleich im voraus ausgearbeitet. Allein wenn wir von diesen Einzelheiten absehen, wird sich das Verhältnis Holbergs zu Lessing in ähnlicher Weise herausstellen wie das des Plautus zu demselben. Lessing mag sich auch an diesem Dichter erfrischt und zu einer unbefangeneren und drastischeren Auffassung des Lebens erkräftigt haben, aber sein Lustspiel ist an und für sich ein anderes als das Holbergsche, welches, so vortrefflich es in seiner Art ist, doch ganz entschieden zur Posse hinneigt; die Verschiedenheit läßt sich am besten in dem zuletzt angeführten Beispiel einer materiellen Entlehnung von seitens Lessings demonstrieren: er hat hier den Bedienten beigelegt, was in den Holbergschen Stücken die Narrheit der Hauptpersonen ausmacht.“

Die Jenaische Gelehrte Zeitung vom 18. Oktober 1749 schrieb in einem jedenfalls von Naumann, einem Freunde Lessings, verfaßten Artikel: „Berlin. Man erwartet hier eine Sammlung lesenswürdiger Lustspiele, welche ehestens die Presse verlassen und den sinnreichen Herrn Lessing aus Camenz in der Oberlausitz zum Verfasser haben. Man wird darin folgende Stücke, deren Aufschriften die Neugier reizen, antreffen: 1) Den jungen Gelehrten, 2) Die alte Jungfer, 3) Die Stärke der Einbildung, 4) Weiber sind Weiber, in fünf Aufzügen, 5) Der Jude, in einem Aufzuge, 6) Der Freigeist, in fünf Aufzügen und in Versen.“ Die letzte Hand jedoch, sagt Danzel, wurde erst nach 1754 an das Stück gelegt. Den 3. Mai 1755 sagt Lessing bei Gelegenheit der Ankündigung des fünften und sechsten Teils seiner „Schriften“ in der Bossischen Zeitung: „Das große Stück im fünften Teile heißt ‚Der Freigeist‘. Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen sein, und es wird auf das Urteil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darin findet, mag sich an dem darauffolgenden Nachspiele ‚Der Schatz‘ erholen.“ Den 12. Mai 1767 wurde das Stück zu Hamburg aufgeführt, und Lessing schrieb darüber in der „Dramaturgie“: „Man kennt ihn hier unter dem Titel des beschämten Freigeistes, weil man ihn von dem Trauerspiele des

Herrn v. Bräve, das eben diese Aufschrift führt, unterscheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht sagen, daß derjenige beschämt wird, welcher sich bessert. Adrast ist auch nicht einzig und allein der Freigeist, sondern es nehmen mehrere Personen an diesem Charakter teil. Die eitle, unbesonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrtum gleichgültige Lisidor, der spitzbübische Johann sind alles Arten von Freigeistern, die zusammen den Titel des Stücks erfüllen müssen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorstellung alles Beifalls würdig war. Die Rollen sind ohne Ausnahme wohl besetzt, und besonders spielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anstande, den dieser Charakter erfordert, um den endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adrast verkent und auf dem die ganze Katastrophe beruht, dagegen abstechen zu lassen." Der Freigeist von v. Bräve war zuerst in dem Anhang zum 1. Bande von Nicolais Bibliothek der schönen Wissenschaften, I, S. 97 ff. gedruckt worden. Auch Otway hat ein Stück „The Atheist“ geschrieben.

Borberger teilte zum erstenmal den Entwurf vollständig nach dem Breslauer Manuscripte mit (Bd. II, S. 212—221 unj. Ausg.).

Wir bemerken, daß es in unserer Ausgabe Bd. II, S. 15, Z. 3 v. u. heißen muß: „Vgl. Isabelle und Leonore in ‚Ecole des Maris‘, sowie Hyacinthe und Zerbinette in ‚Fourberies de Scapin‘.“

Samuel Henzi.

Zu den bedeutendsten Fragmenten gehört „Samuel Henzi“, in welchem nach dem Einflusse der Franzosen schon, wie Danzel bemerkt, das überwältigende dramatische Genie Shakespeares an Lessing herantritt. Henzi sollte, wie Borberger hinzufügt, ein römischer Brutus in modernen Gewande, ja im französischen Gewande, wenigstens in betreff der Versart und der drei Aristotelischen Einheiten, aber im Shakespeareschen Geiste werden, ohne Liebesintrigue.

Nicht nur aus der Gleichzeitigkeit mit dem politischen Ereignis jener Berner Verschwörung, sondern auch aus einer Notiz Karl Lessings läßt sich schließen, daß das Fragment „Henzi“ im Jahre 1749 entworfen und ausgeführt worden ist. Lessing hatte durch die Rüdigersche Zeitung, an der er seit 1748 thätig war, und durch mündliche Erzählungen einen „vorteilhaften Begriff“ von Henzi bekommen. Was jetzt von dem Leben und den Leistungen des Berner Patrioten bekannt ist, hat Prof. Dr. J. J. Bähler in seiner Monographie „Samuel Henzis Leben und Schriften“ (Aarau 1880) in zuverlässiger Darstellung zusammengefaßt.

Lessing hat, wie er sagt, sein Urteil nach öffentlichen Nachrichten und mündlichen Berichten gebildet. Wie Bähler durch interessante Dokumente nachweist, war Samuel Henzi ein vielseitig gebildeter, dichterisch begabter Mann und energischer, ehrenwerter Charakter, für den unser Dichter sich mit Recht begeistern konnte. Das dramatische Fragment wurde von Michaelis sehr günstig recensiert: „Der Anhang des Trauerspiels ‚Henzi‘, so im 2. Teil Seite 148—180 (der Schriften Lessings von 1753) steht, hat alles vorige übertroffen. Eine Probe können wir davon nicht geben, denn alles ist Probe: der Affekt ist unnachahmlich stark, die Kürze und das Ende ist uns recht verdrießlich gewesen, und wenn Herr Lessing unsere Bitte bei sich gelten lassen will, so wird er es uns bald ganz zu lesen geben.“

Im polemischen Sinne erklärten die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ vom 23. März 1754, eine authentische Mitteilung aus der Schweiz, — von Haller, wie man vermutet, der seit 1745 dem großen Rat in Bern angehörte —, Lessing habe gegen die erste Forderung der Tragödie gefehlt, indem er die Charaktere unrichtig dargestellt, was selbst die antike Dichtung verwerfe: „wenn man aber eine andere Geschichte beschreibt, so hat man eine noch viel größere Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen. Und hier hat Herr Lessing gar sehr gefehlt, ob wir wohl ganz gerne diesen Fehler auf diejenigen mündlichen Nachrichten zurückschieben, die er zum Grunde des Trauerspiels gelegt hat. Wir sind aber der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, die Charaktere der unglücklichen Verschworenen nach der Natur abzuschildern, weil sie unser Dichter zum Nachteil einer beträchtlichen Republik verstellt hat. Es ist aktenmäßig durch die Bekenntnisse der Schuldigen erwiesen, daß Micheli Ducret, der eben damals schon in einem freien Gefängnisse war, nicht der Urheber der blutigen Mutschläge ist, die man in Bern hat ausführen wollen. Er war und ist noch ein Enthusiast für die Demokratie, und er gab den Verschworenen Räte, aber nicht so grausame. Die grausamen Anschläge sind in Fuetters, Verniers und anderer Gehirne teils ausgebrütet und teils gehegt worden, und Henzi hat sich denselben gar nicht widersetzt. Er war dabei so wenig ein Mitglied des Rates oder seines Amtes beraubt als einer der anderen, und sie hatten alle wohl Ursache, wenn es ohne Laster hätte geschehen können, eine Veränderung ihrer Umstände zu wünschen. Verniers Charakter ist unendlich verstellt, und Micheli hat niemals daran gedacht, die Zusammenverschwörung zu offenbaren. Wir wollen das Unglück schonen und diejenigen, die ihre Uebelthat mit ihrem Blute bezahlt haben, in ihrem bedauerlichen Grabe ruhen lassen, sonst könnten

wir alles in ein helleres Licht setzen und zumal vom Henzi ganz andere Gemütseigenschaften erinnerlich machen, als ihm der Herr Lessing zuschreibt." Diese und Füeßlis Entgegnung im 14. Bande des „Hamburgischen Magazins“, die Henzi zu einem Rebellen stempeln will, haben denselben sittlichen Wert wie die Berner Staatsresolution vom 8. Januar 1751, ein Trauerspiel über „Henzi“ zu unterdrücken, wenn ein solches erscheinen sollte.

Die Originalberichte der Bosischen Zeitung sprechen in ihrer Einfachheit überzeugender und beredter, als alle Entgegnungen. Sie lauten:

Kolmar, vom 8. Julius 1749. Schon seit einigen Monaten hatte sich ein heimlich Gerücht in der ganzen Schweiz ausgebreitet, daß die Einwohner einiger Kantons, da sie der Ruhe und des Glücks, dessen sie genossen, indem ganz Europa dem Schrecken des Krieges zum Raube ausgesetzt war, müde gewesen, anfangen, sich zu bewegen, in der leeren Einbildung, daß sie sich in glücklichere Umstände setzen wollten. Man nannte sogar diejenigen Städte, wo man sagte, daß das Feuer unter der Asche glimme, und es fehlte nicht viel, daß man nicht auch die Häupter des Komplotts genennet hätte. Da sich aber diese Gerüchte gelegt, sowohl weil einige Regierungen sie nur verachteten und öffentlich widerlegten, als auch wegen der klugen Maßregeln, die man zu gleicher Zeit ergriff, die verborgnen Feinde des Staats in Unordnung zu bringen, wofern ihrer wirklich da wären, so hätte man nicht, wie es izo bei Ankunft der letzten Kuriers aus der Schweiz geschieht, zu vernehmen vermutet, daß Donnerstags den 3. Julius die Regierung der Stadt Bern die Stadthore hat schließen lassen und sie bei Abgang des letzten Kuriers noch verschlossen gehalten, nachdem sie die Bürgerschaft die Waffen ergreifen heißen; daß sie 22 Personen von verschiedenem Stande in Verhaft nehmen lassen, und daß sie Cirkularschreiben an die übrigen Regierungen des Schweizerbundes geschickt, worinne sie ihnen von denen Entdeckungen Nachricht gegeben, welche sie gezwungen, so verdrießliche Zwangsmittel zu ergreifen. Einige von denen Briefen, welche man mit den letzten beiden Posttagen erhalten hat, versichern ausdrücklich, daß wenn die Regierung nicht den Aufriührischen heizzeiten zuvorgekommen wäre, diese sich in sehr kurzer Zeit hätten imstande befinden können, die Staatsverfassung ihres Vaterlandes umzukehren, und dieses unter dem scheinbaren Vorwande, daß sie den Weg zu allen obrigkeitlichen Aemtern ohne Unterschied allen Einwohnern der Stadt und des Kantons öffnen wollten, wenn sie die dazu erforderlichen Eigenschaften hätten, ob sie gleich weder durch das Blut noch durch einen Bund eine Gemeinschaft

mit den Familien hätten, welche im Besitz der Aemter und Würden des Staats sind.

Basel, vom 9. Julius. Wegen des gedrohten Aufruhrs in Bern ist der Herr Fouette nebst 20 bis 21 Bürgern in Verhaft gebracht worden. Am 3. dieses waren die Thore selbiger Stadt noch geschlossen, und man hat ihrer noch täglich mehr gefänglich eingezogen, weil man vernommen, daß über 70 Familien, welche keine Gemeinschaft mit der Regierung haben, in das Komplott verwickelt und willens sind, die Regierung auf denjenigen Fuß zu setzen, auf welchem sie ihrem Vorgeben nach nach den Grundgesetzen des Kantons sein soll. Man nennt unter den gefangenen Personen auch den Herrn Michael Ducret, aus Genf gebürtig, welcher schon öfters wegen Aufruhr, sowohl in Frankreich als in der Schweiz, teils flüchtig werden müssen, teils in Verhaft genommen worden. Er ist von starker Einsicht und hat die Historie und die Gesetze der Schweiz sehr wohl inne. Er hat im Gefängnisse 100 Pfund Eisen an sich.

Bern, vom 9. Julius. Man hat in die hiesige Zeitung folgenden Artikel eingerücket: „Es hatten allhier einige Bürger eine Art einer Zusammenverschwörung gemacht, welche, dem Himmel sei Dank! nicht zum Ausbruch gekommen ist. Die Regierung hat, sobald sie davon Nachrichten erhalten, die Schuldigen oder diejenigen, die man dafür hielt, in Verhaft nehmen lassen, deren Anzahl sich auf 20 erstreckt. Die Befehle, sich derselben zu bemächtigen, sind ohne Widersehung und ohne Aufruhr ausgerichtet worden. Alle redliche Bürger haben durch ihre gute Aufführung zu erkennen gegeben, wie sehr sie ein solches Komplott verabscheuen, und merkliche Zeichen von ihrer Neigung gegen die Regierung von sich gegeben. Man ist eifrig beschäftigt, den Schuldigen den Prozeß zu machen. Man hat einige Miliz von den umliegenden Gegenden in die Stadt rücken lassen, die gute Ordnung zu erhalten und die Bürgerwache zu unterstützen.“

Schaffhausen, vom 10. Julius. Man redet hier von nichts als von der Entdeckung des schrecklichen Komplotts, welches zu Bern angesponnen, und welches selbige Stadt, wenn es wäre ausgeführt worden, auf das grausamste hätte verwüsten können. Den ersten Nachrichten zufolge, welche man davon erhalten, war die Absicht der Zusammenverschwornen, sich aller Zugänge zu dem Ort, wo die Regierung ihre Versammlungen hält, zu bemächtigen, alle Glieder der Regierung umzubringen, zu gleicher Zeit die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden und sich der allgemeinen Verwirrung zu der Hauptabsicht ihres Komplotts, nämlich zur Veränderung der Regierungsform, zu bedienen.

Bern, vom 12. Julius. Die letztgedachten Zusammenverschwornen haben die abscheuliche Absicht gehabt, den Magistrat und einige von den vornehmsten Bürgern zu ermorden, sich des Schatzes zu bemächtigen und sich hernach zu Herren der Regierung zu machen. Dieser entseßliche Entwurf sollte in der Nacht zwischen dem 5. und 6. dieses ausgeführt werden. Eins von den Häuptern der Zusammenverschwornen war schon ausgegangen, in selbiger Nacht 7 bis 800 Bauern, deren sich die Mißvergnügten versichert hatten, in die Stadt zu bringen. Ein Leutnant, welcher an einem Thore Wache halten sollte, sollte sie hereinführen. Man hatte sich vorgenommen, durch Feuer und Schwert zu seinem Zwecke zu gelangen, aber der Anschlag ward heizzeiten entdeckt. Es sind 60 Personen in Verhaft. Einige davon sind schon verurtheilt, und man versichert, daß die Rädeßführer auf den 14. dieses werden mit Pferden voneinandergerissen und andere lebendig gerädert werden. Iho ist übrigens allhier alles ruhig.

Basel, vom 12. Julius. Der Bernische Zufall macht hier viel Aufsehen. Die Mißvergnügten in Bern beklagen sich, daß die Bürger, welche man sonst stets als Patricios beobachtet, sich seit ohngefähr einem halben Jahrhunderte aller Freiheiten und Vorzüge beraubt sähen, welche ihnen, wie sie sagen, als einem freien Volke zugehöreten. Diese Privilegien bestünden unter andern in der Freiheit, den Magistrat zu erwählen, und in der Fähigkeit, bei diesen Wahlen wie auch bei den andern Aemtern, welche offen werden, in Betrachtung gezogen zu werden. Sie sagen, man habe sie nicht eben gerade ganz ausgeschlossen, sondern nur ihnen alle Zugänge verschlossen. Ferner klagen sie, daß wegen des Anwachsens der vier Familien, welche, wie sie vorgeben, die Hälfte des Magistrats ausmachen, die alte Regierungsform zu einem solchen Grade der Oligarchie gebracht worden, daß man ohne Einwilligung dieser Familien niemals zu einem Amte gelangen könne, auch nicht einmal zu Kriegsdiensten außer Landes, und daß man aus Allem eine Art eines Monopolii mache. Sie beschuldigten die Regierung, daß sie ohne Grund behaupte, es sei eine formelle Akte da, in welcher die Bürgerschaft ihren Vorzügen entsaget hätte. Indessen scheint es doch, daß sie selbst daran zweifeln, weil sie, wosern sie vorhanden wäre, sich auf die Ungültigkeit einer Akte stützen, welche die Grundgesetze der ganzen Republik umkehrt. Sie gründen sich übrigens darauf, daß die Patricierfamilien bis hieher fähig erkannt worden, erwählet zu werden. Im Jahr 1710 übergaben einige der vornehmsten Bürger dem Magistrat eine Bittschrift, worinne sie ihn baten, diese Beschwerden abzuthun. Eine andere Gesellschaft von Bürgern versuchte eben

dieses im Jahr 1744. Aber die Folge von diesem Unternehmen war, daß diejenigen, welche diese Bittschriften unterzeichnet hatten, auf einige Jahre verwiesen wurden. Da die Mißvergnügten vorgeben, daß diese beiden Bittschriften nicht in solchen Ausdrückungen abgefaßt gewesen, welche mit Recht ihren Verfassern diesen Unwillen hätten zuziehen können, so haben sie nicht für ratsam gehalten, sich wieder einem solchen Verfahren bloßzustellen, sondern sie haben den Entschluß gefaßt, den Gliedern der Regierung ihre Propositionen auf eine Art vorzutragen, welche sie zu einer ungesäumten Entschließung zwingen könnte. Man redet noch ganz unterschiedlich von der Art, wie sie diesen Entschluß auszuführen gesucht haben. Dieses ist gewiß, daß einer aus dem Komplott am 3. dieses die Zusammenverschwörung dem Oberlandvogte entdeckt hat. Er nannte ihm zugleich 22 Personen von den Bornehmsten des Komplotts. Diese Entdeckung ward zwei bis drei Tage eher gemacht, als die Sache sollte ausgeführt werden. Der Oberlandvogt gab insgeheim den Gliedern der Regierung hiervon Nachricht, worauf beschloffen ward, sich der 22 Häupter der Zusammenverschwörung mit so wenig Aufsehen, als es möglich wäre, und zu gleicher Zeit zu bemächtigen. Damit man von der geschwinden und treulichen Ausführung der genommenen Maßregeln desto besser versichert sein möge, schickte man die jüngsten Glieder der Regierung sehr spät aus, und es gingen ihrer immer Zwei und Zwei zu den angezeigten Personen, welche sie wegnahmen und ins Gefängnis führten, ausgenommen zwei, welche Mittel gefunden haben, sich davon zu machen.

Basel, vom 15. Julius. Die letzten Briefe von Bern thun immer noch von der Zusammenverschwörung Meldung, wie auch von den Folgen, welche sie bis iho gehabt, und den Maßregeln, zu welchen sie Gelegenheit gegeben. Diese Nachrichten sagen alle, daß Herr Michael Ducret in der That eines von den drei Häuptern des gefährlichen Komplotts ist, und daß die zwei andern der Herr Fouettre, Thorleutnant, und Herr Henzi sind. Man hat unter ihren Papieren den ganzen Entwurf des vorgehabten Unternehmens gefunden. Ihre Excellenzen zu Bern fahren fort, alle nötige Maßregeln zu nehmen, und es haben noch 400 Mann die Wache in der Stadt. Die Städte und das Land Baug und unter anderen Lausanne, Vevey, Morges und Rolle haben Deputierte von ihren Conseils abgeschickt und der Regierung zu Bern alles dasjenige anbieten lassen, was sie bei diesen Umständen thun können, sie ihrer Treue und Zuneigung zu versichern.

Basel, vom 17. Julius. Man hat Nachricht von Bern, daß die Bornehmsten unter den Zusammenverschwornen sind: der Kapitän Henzi und sein Bruder, der Kaufmann Gabriel Fouettre

und der Maler eben dieses Namens, der Goldschmied Hug und der Gerber Kühn.

Basel, vom 18. Julius. Am verwichenen Freitag wurden zu Bern drei von den Vornehmsten des Komplotts ordentlich und außerordentlich verhört und den Dienstag darauf verurtheilt. Einer, nämlich der Hr. F., ward dazu verdammet, daß ihm erst die Hand und hernach der Kopf sollte abgehauen werden, die zwei andern, nämlich H. und B., sollten auch den Kopf verlieren. Diese Urtheile sind vorgestern zu Bern an dem gewöhnlichen Orte vollstreckt worden. Als man sie peinlich verhörte, rührte ein Kreis von Tambours die Trommeln, und bei der Exekution stiegen eben diese Tambours auf das Schafott und hatten Befehl, zu trommeln, wenn die Delinquenten etwan eine Rede an das Volk halten sollten; es hatte aber keiner keine Lust, noch eine Probe seiner Beredsamkeit abzulegen. Es liegen noch 17 Mitverschworne in Ketten und Banden. Dreißig andre haben Hausarrest, und 8 sind entwischt. Viere von diesen sind in Solothurn gewesen und haben bei dem französischen Ambassadeur um Schutz angehalten. Da aber dieser ihnen gedrohet, daß er sie wolle arretieren lassen, sind sie nach Italien geflüchtet. Der Magistrat zu Bern ergreift alle zur Erhaltung der Ruhe nötige Maßregeln. Er ließ an dem Tage der Exekution zwei Eskadrons Dragoner und ein starkes Detachement Infanterie zur Wache in die Stadt rücken. Die Kommission, welche den übrigen Mitverschwornen den Prozeß machen soll, setzt ihre Sitzungen sehr fleißig fort. Die Glieder derselben essen zu Mittag und abends auf dem Rathhause und gehen erst abends um 10 Uhr aus einander. Man vermutet in kurzem noch mehr Exekutionen. Michaeli Ducret ist noch nicht auf der Tortur gewesen, aber er ist wieder noch enger eingeschlossen worden.

Auszug eines Schreibens von Bern, vom 19. Julius. Von denen Chefs der allhier entdeckten Konspiration ist am Mittwoch der Henzi (welchem ohnlängst Gnade erteilt worden, indem er bannisiret war) enthauptet worden. Ein gleiches ist auch dem Kaufmann Vernier widerfahren, dem Stadtleutnant Zuetter aber, weil er denen Uebelgesinnten außerhalb die Thore hat aufmachen wollen, zuerst die rechte Hand und sodann der Kopf abgehauen worden. Vor diesen armen Sündern marschierte eine Kompanie Dragoner her, darauf auf beiden Seiten die Stadtwacht, hinter ihnen aber eine Kompanie Reiter. Es wird bei denen nicht bleiben, sondern bis Montag wieder Blutgericht gehalten werden. Des hingerichteten Verniers Bruder, der im Spital einen Posten gehabt, hat sich flüchtig gemacht, ist aber wieder erhaschet worden. Des

Genzis Bruder hat sich in der Gefangenschaft entleiben wollen. Es sihet noch ein Fuetter gefangen, ein anderer aber hat sich davon gemacht, auf welchen meine gnädige Herren tausend Pfund geboten haben. Außer diesem ist auch noch ein Fuetter nebst anderen Bürgern mehr durchgegangen. Viele haben Hausarrest, man glaubet aber, es seien ein und andere unschuldig. Das Examen mit denselben gehet des Morgens um 5 Uhr an und währet oft bis in die Nacht. Die Wohlgesinnte sind aufgeweckt, und etliche Kompanien Landvolf befinden sich in der Stadt. Die ältesten Herren des großen Rats halten Wacht. Unter dem Gefängnisturm läßt man niemand passieren. Die Stückhauptleut samt den Konstablern sind Tag und Nacht auf ihrer Hut. Die Stadthore werden von den Herren des Rats geschlossen. Abends schlagen 17 bis 18 Tambours um. Die Offiziers sind meistens Herrn des großen Rats. Es ziehet alles unter einander, Herr, Bürger und Bauer, auf, welches traurig aussieht. Es sind in der Stadt Zelten für die Bauern aufgeschlagen. Es ist erbaulich, wie sie des Morgens ihr Gebet verrichten und darauf einen Morgengesang singen, ehe sie auf ihre Posten gehen. Das Landvolf ist insgemein willig, aber man gehet auch sehr liebreich mit demselben um. Der Mr. Michaeli (sonst Ducret genannt), welcher hier im Spital war, ist anfangs angeklaget worden, als wenn er den Uebelgesinnten alle Anleitung gebe, deswegen er auch stark gefesselt eingesteckt worden; er soll aber nicht viel Anteil daran haben, und glaubet man daher nicht, daß ihm etwas widerfahren wird. In dem Moment vernehme ich, daß man des hingetrichteten Werniers Bruder, den Fuetter und den Rotgerber hieher bringe, welche also dem Tod nicht entgehen dürften.

Bern, vom 26. Julius. Man siehet und höret allhier folgende kurze Apologie der hiesigen Mißvergnügten: „Unsere Bürger, die sonst von ebenso guter Familie sind als unsere Obern, deren Väter oft mehr zum Staat beigetragen als diejenigen, die uns die Last auflegen, und die sonst auch Mitglieder bei Aemtern gewesen, sind schon über 50 Jahre dieses Rechts beraubt und ausgemerzet und dürfen sich nicht einmal als freie Bürger in einer Republik regen. Wir haben vor Zeiten nach unsern Grundgesetzen das Recht gehabt, die Senatoren und höchsten Offizianten durch eine Wahl zu präsentieren, und unser Ausschuß der Bürger hat bei Kollekten und Anlagen für uns reden dürfen. Nun ist es zwar wahr, bei solchen Fällen wird der Ausschuß gefordert, aber keiner darf reden, wenn er nicht Gefahr laufen will. Eines jeden Stimme wird vorher durch Geld oder Drohung oder Schmeichelei erzwungen, oder man nimmt wohl gar zu dem Ausschuß Leute, denen ein bißchen Scheinehre

mehr gilt als ihr eigenes Interesse. Izo sind zu Bern vier Familien, die ihre viele Verbindungen und Heiraten unter einander und ihr dadurch erworbenes Ansehen so weit getrieben, daß unser halber Rat nichts als Vettern und Schwäger sind, daß unsere 48 schöne Landvogteien und Aemter durch ihre Abstammlinge besetzt sind, daß keiner unserer Söhne Hoffnung hat, eine Bedienung zu erhalten, wenn er nicht ein Anbeter dieser Familien sein will. Es ist so weit gekommen, daß nicht einmal unter unsern Truppen, die wir fremden Potenzen überlassen, ein Bürgerssohn eine Offizierstelle erhält, wenn nicht der Eigennuß über ihn die Fahne geschwungen. Schon im Jahr 1710 haben wir unsrem Magistrat Vorstellungen gethan und gebeten, unsern Beschwerden abzuhelpfen. Im Jahr 1744 hat eine ganze Innung unserer Bürger dieses wiederholet. Aber man hat auf diese Schriftsteller gedrungen, man hat sie ihrer Bedienungen entsetzet und wohl gar nebst denen, die unter den Bürgern die Herzhaftigsten gewesen, ins Exilium gejaget.“ Durch die Aussage der Mitschuldigen, welche man wegen der vorgehabten Empörung in Verhaft gebracht, hat man erfahren, daß wirklich noch 300 Personen und unter diesen Leute von dem besten Ansehen an dieser Zusammenverschwörung haben teilnehmen wollen. Einige, welche geflüchtet sind, hätten etlichemal nach Hause geschrieben und dasjenige entdeckt, was der Rat gern zu ersticken suchte. Es hätten unter denselben einige beim Ausschuß der Bürgerschaft von dem Kollegio der Zweihundertn ein sicheres Geleite begehret, sie hätten es aber nicht vom Magistrat erlanget. Die Flüchtigen hätten dem Kollegio der Zweihundertn und dem Ausschuß der Bürgerschaft versprochen, nach Erhaltung des sichern Geleites zu eröffnen, was sie bewogen hätte, an dieser Revolte teilzunehmen.

Basel, vom 26. Julius. Unsern leyten Briefen aus Bern zufolge ist daselbst seit dem 16. dieses kein Bürgerblut weiter vergossen worden. Aber das, welches vergossen worden, raucht noch, es erhizet die Herzen der Anverwandten und Freunde und drohet ein neues und viel gefährlicheres Feuer wieder anzuzünden, als dasjenige war, welches dieses Blut auslöschten sollte. Man sagt izo öffentlich, daß die Absicht der Zusammenverschwornen nicht gewesen, das Leben, die Güter oder die Freiheit irgend einer Person anzugreifen; daß sie keinen andern Endzweck gehabt, als Vorstellungen zu thun, und daß dieses sonst so unschuldige Vorhaben dadurch seine Natur nicht verändert habe, daß man bei Verwahrung des Geheimnisses ebenso große Sorgfalt angewendet habe, als man sonst bei Rebellionen und Zusammenverschwörungen anzuwenden pflege; daß das Schicksal der Vorstellungen, welche sie in den Jahren 1744 und

1745 gethan, und derjenigen, welche dieselben zu thun gewagt, sie genötiget hätte, solche Maßregeln zu nehmen, welche, da sie sie sonst in Gefahr gesetzt, ins Elend gejagt zu werden, iho den Magistrat würden gezwungen haben, ihren Vorstellungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man streuet gedruckte und geschriebene Schriften aus, worinne dieses der Länge nach auseinandergesetzt ist, und, dieser Apologie ein desto größeres Gewicht zu geben, fügt man hinzu, der Hr. Steiger, erster Schultheiß, habe in dem Senate den Rat gegeben, den Herren Henzi und Bernier das Leben zu schenken, und drei Ratsherren hätten der Stärke seiner Gründe nachgegeben; da aber die andern auf der Schärfe bestanden wären, so hätten sich die erstern auf ihre Landgüter begeben, von wannen sie sich noch nicht wieder in die Stadt zurückbegeben hätten, und viele der vornehmsten Familien gingen nach und nach aus der Stadt. Die Standhaftigkeit, mit welcher die drei, welche hingerichtet worden, den Tod und die Tortur erlitten, ohne sich und andern etwas zur Last zu legen; die Gelassenheit, mit welcher sie ein Blutgericht über sich ergehen lassen, welches sie nicht verdienet zu haben geglaubt; die Vorsichtigkeit des Rats, mit welcher er ihre Hinrichtung bedecket, und die Unthätigkeit, in welcher er seit demselben Tage in Ansehung der Zusammenverschwornen zu sein scheint, sind ebenso viel neue Mittel, welche die Apologisten der Zusammenverschwornen anwenden, die Herren Henzi, Bernier und Fouettre als Märtyrer der öffentlichen Freiheit und gemeinen Sache zu betrachten. Man hat unter den Papieren des Herrn Henzi die Rede gefunden, welche er an dem Tage der großen Unternehmung an das Volk hat halten wollen. Selbige kann, wie man sagt, mit den schönsten Philippischen Reden des Demosthenes und Cicero in einem Paare gehen. Herr Henzi hat diese beide große Männer, deren Sprache er so gut wie seine Muttersprache verstund, besonders durchstudieret. Die griechische und römische Historie waren ihm so bekannt als die Historie seines Vaterlandes, und er redete und schrieb mit derjenigen natürlichen Fertigkeit, welche bei den Gelegenheiten, wo es mit einer Sache zum Abdruck kömmt, die Richtigkeit der Verbesserung, die Schönheit der Ausarbeitung und die Zierlichkeit des Ausdrucks darbietet.

Bern, vom 3. August. Alles ist iho hier in vollkommener Ruhe, und die Bürgerschaft hat eine Deputation an die Regierung abgeschickt, dieselbe von dem Unwillen zu versichern, mit welchem sie vernommen hat, daß Uebelgesinnte ein Gerücht austreueten, daß man mit neuen Unruhen bedrohet werde. Man entdecket täglich neue Umstände, welche sowohl das Komplott überhaupt als auch die

Art, dasselbe auszuführen, betreffen. Die Absichten der Zusammenverschwornen waren so weit aussehend, daß sie nicht nur den Bernischen Staat, und was davon abhänget, bedroheten, sondern auch einen Einfluß in die Ruhe anderer Kantons würden gehabt haben. Doch hat man Ursache, zu glauben, daß es bei den bisherigen Exekutionen bleiben wird. Was die Mitschuldigen betrifft, welche noch in den Gefängnissen sind, so scheint es, daß sie bloß mit der Beraubung ihrer Freiheit werden bestraft werden. Der Herr Michaeli Ducret ist auch dazu bestimmt, sein Leben in einer ewigen Gefangenschaft zuzubringen. Da seit 14 Tagen allhier einige aufrührische Schriften ausgestreuet worden, so hat man Untersuchungen angestellet, ihren Ursprung zu entdecken. Man hat erkannt, daß diese Schriften außer Landes hereingebracht worden, und daß ihre Verfasser einige Auführer sind, welche die Flucht ergriffen haben.

Basel, vom 6. August. Die letzten Nachrichten von Bern, vom 1. dieses, klingen nicht so gut als die vom vorigen Posttage. Es kampieren noch 800 Mann Soldaten, welche man vom Lande in die Stadt hat kommen lassen, auf den öffentlichen Plätzen, und man geht so mit ihnen um, wie es die Treue gegen die Befehle derjenigen verdienet, welche sie gerufen haben. Sechs von den Zusammenverschwornen, welche die Geschicklichkeit gehabt haben, sich davonzumachen, sind durch öffentlichen Ausruf citiret worden. Fünfe von denjenigen, welche in Ketten und Banden liegen, sind verurtheilt worden, und wenn die Vollziehung des Urteils aufgeschoben worden, so ist es bloß aus Achtung gegen Ihre Excellenzen in Zürich geschehen, welche beschloffen haben, eine Deputation an ihre Bundesgenossen abzuschicken, welche eine Fürbitte für die Verbrecher thun soll, damit den übeln Folgen vorgebeuget werde, welche das schon vergossene Blut nach sich ziehen kann, und zwar dadurch, daß man kein Blut mehr vergieße. Alle Kantons sind aufmerksam auf den Erfolg dieser Deputation. Uebrigens macht man nichts von dem Verbrechen der Zusammenverschwornen bekannt, woraus man ersehen könnte, worinnen es eigentlich bestanden hat. Die Herren Burnabi und de la Calmette, Minister der Seemächte bei dem Schweizerbunde, wissen hiervon nichts mehr als das Publikum. Es ist wahr, man hat ihnen ein Memorial übergeben, aber man läßt sich darinnen in keine besondern Umstände ein, und besonders redet man auch darinne nichts von dem Vorsatz, einige Häupter der Regierung umzubringen, noch von dem Vorhaben, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Man sagt nur, daß die Zusammenverschwornen ein gefährliches Komplott wider den Rat gemacht hätten.

Basel, vom 8. August. Die Bernische Sache, welche man

auf verschiedene Art erzählt hat, und von welcher man noch auf unterschiedenere Art redet und denkt, ist stets der Gegenstand der meisten Gespräche. Hier ist ein Auszug aus einem Briefe, welchen eine Magistratsperson in Bern an eine hiesige Magistratsperson vom 9. vorigen Monats geschrieben hat.

„Mittwochs, den 2. dieses, erhielt ein Glied des Rats Nachricht, daß etwas angesponnen werde, und daß einer von den Wachtleutnants mit unter dem Komplott sei. Da diese Nachricht noch allzu unbestimmt war, so begnügte sich dieser Herr daran, in Begleitung einiger vertrauten Freunde in den Mittwochs- und Donnerstagsnächten eine Art einer Patrouille zu thun. Diese umgehende Patrouille einiger Glieder der Regierung gab wahrscheinlich dem Leutnant zum Argwohn Gelegenheit, weil man Freitags früh hörte, daß die Zusammenverschwörung in der folgenden Nacht zum Ausbruch kommen sollte. Die Zweihunderter versammelten sich diesen Tag wie gewöhnlich, und der geheime Rat, welcher nicht wußte, auf wen er sich unter der gemeinen Bürgerschaft verlassen könnte, erwählte 30 Personen aus den Gliedern des großen Rats, welche selbst einige von denen, die man angegeben hatte, in Verhaft nehmen mußten. Diese 30 Personen teilten sich in vier Haufen. Sie bewaffneten sich mit Pistolen, weil man wußte, daß die Zusammenverschwornen auch auf diese Art bewaffnet waren, und fingen an, vier von den Zusammenverschwornen bei den Köpfen zu nehmen. Sie werden leicht erachten, daß man mit dem Wachtleutnant, welcher Fuetter heißt, den Anfang gemacht. Als man zu ihm kam, hatte er sich vor den Spiegel gepflanzt und legte seine Halskrause in die Falten. Als er im Spiegel sah, daß man die Thüre aufmachte, und daß Glieder der Regierung ins Zimmer traten, nahm er zwei Pistolen vom Tische und schoß sie los, doch ohne jemanden zu verwunden, worüber man sich seiner bemächtigte. Die andern Haufen bemächtigten sich des Fuetter, des ältesten Bruders der beiden Kaufleute dieses Namens, des Rotgießers Mueffin und des Kaufmanns Wernier. Michaeli Ducret, dieser Genfische Rebelle, ward aus unserm Hospital in einen Turm außerhalb der Stadt gebracht. Man fuhr diesen ganzen Tag und den Sonnabend über fort, sich der Zusammenverschwornen und ihrer Papiere zu bemächtigen, in welchen letztern man das Verzeichnis ihrer Brüderschaft gefunden hat. Es sind derselben 170 22 in unsern Gefängnissen. Fünfe sind bei dem Auffuchen davongekommen, und 30 haben Hausarrest. Sie werden sich leicht vorstellen können, in was für eine allgemeine Bestürzung die ganze Stadt und besonders die Regierung ist gesetzt worden. Aber durch die Gnade des All-

mächtigen und durch die Unerforschlichkeit und Munterkeit des Magistrats, welcher größtenteils aus Offiziers bestehet, hat man so gute Maßregeln ergriffen, daß man die Ruhe wieder hergestellt und nichts mehr zu befürchten hat. Mein größtes Vergnügen war, als ich das Haupt der Aufrührer, Henzi, bringen sah. Er war Freitags früh nach Bertou geritten; als er aber abends, ohne etwas zu mutmaßen, zurückkam, ward er in dem Grauholze gefangen genommen. Es ist dieses ein Wald, welcher eine Meile von Bern liegt und wegen der darinne begangenen Straßenräubereien und Ermordungen berüchtigt ist. Es würde schwer gewesen sein, seine Mitverschwornen hart zu bestrafen, wenn man ihn nicht ertappet hätte, da er schon einmal, nachdem er Pardon bekommen, entwischet. Man beschäftigt sich iho mit Verhören und Konfrontieren, und man wird die Sache zu Ende bringen, sobald es möglich ist. Aber es ist viel dabei zu bedenken. Dergleichen ist unserer Stadt, seitdem sie gegründet worden, nicht widerfahren. Es ist betrübt, daß unsere gegenwärtigen Jahrbücher dazu verdammt sind, diesen Schandfleck in sich zu fassen.“

Man sieht allhier auch einen andern Brief von einem andern Orte in der Schweiz, vom 1. dieses, dessen Verfasser bei dieser Materie ganz anders denkt. Hier sind einige Fragmente davon:

„Niemanden als der Stadt allein kömmt die Souveränität zu. Ihr huldiget man, und ihr schwöret man die Treue, und nicht den Zweihundertern. Das große Siegel, welches den Akten des Rats die Gültigkeit gibt, ist das Siegel der Stadt, obgleich die Regierung die Aufschrift desselben verändert hat; welches ein Artikel unter den Beschwerden im Jahr 1710 gewesen ist. Dieses ist in Bern und im ganzen Kanton ein Grundsatz: Die Souveränität hat ihren Sitz in der Stadt Bern. Die Zweihundertern üben sie nur als Mandatarii aus, und wenn sie die Gesetze übertreten, so muß die Stadt Bern selbst drein sehen . . . Man hat Mittel gefunden, den Grund der Regierung, welcher sonst aus 250 Familien bestund, auf 40 bis 45 herunterzusetzen. Man hat einen sehr ansehnlichen Schatz gesammelt, welchen man von den der Stadt gehörigen Gütern gezogen. Man nimmt sich die Freiheit, davon von Zeit zu Zeit große Summen zu ziehen, die Aemter damit zu verbessern und das Gehalt der Ehrenstellen zu vermehren, welche der Magistrat als sein Erbteil betrachtet, indem er die ganze Bürgerschaft von allem Ansprüche daran ausschließt.

„Die Verwaltung der Summen, welche die Stadt Bern in England hat, war sonst eine Wohlthat für einen Bürger und Kaufmann. Seit 20 Jahren hat man daraus ein Amt zum Nutzen der Zweihundertern gemacht. Nach angestellter Rechnung findet

man, daß die jährliche Einnahme der Regierung gegenwärtig eine Million Bernische Livres zu schätzen ist, dahingegen die Einnahme von den andern Aemtern, welche denen Familien übergeben worden, die von der Regierung auszuschließen man Mittel gefunden hat, sich nicht einmal, wenn man es auch so hoch rechnet, als es möglich ist, auf 30,000 erstrecket. Die Handlung, welche Basel, Zürich und Genf reich macht, ist aus Bern verbannet, und alle Freiheiten der Abgaben und alle Zünfte sind unmerklich abgeschaffet worden. Seit fünf bis sechs Jahren haben die Zweihunderter ein Gesetz gemacht, durch welches allen Bürgern zu Bern bei Strafe der Landesverweisung verboten wird, sich unter andere als unter die ordentlichen Bernischen Regimenter zu begeben, und wenn man eine Offiziersstelle darunter erlangen will, so muß man entweder ein Mitglied der Zweihunderter sein oder nahe Anverwandten darunter haben oder von einem Mächtigen unterstützt werden. Die schönen Wissenschaften und besonders die Rechtsgelehrsamkeit werden in Bern verabsäumt. . . . Alles dieses hat die Bürger, welche nicht zur Regierung gehören, dahin gebracht, seit ohngefähr 50 Jahren unaufhörlich zu verlangen, daß die Stadt Bern, in welcher unwidersprechlich das Recht der Souveränität wohnet, sich einmal versammle und untersuche, ob ihre Mandatarii, die Herren Zweihunderter, sowohl die Bürgerschaft als die Stadt nach denen Gesetzen regieren, welche ihnen von eben dieser Stadt Bern vorgeschrieben worden, und welchen sie sich alle Jahr durch einen Eid unterwerfen, indem sie zugleich Treue und Gesetzmäßigkeit eidlich angeloben, und dieses nicht ihrem Orden, sondern der Stadt Bern, deren Souveränität sie als Mandatarii haben, doch unter der Bedingung, daß sie die Gesetze der ersten Stiftung beobachten müssen. . . . Daher kam die Landesverweisung unterschiedener Personen, welche im Jahr 1710 eine Zusammenberufung der Bürgerschaft, damit die Grundgesetze wieder in Gang gebracht würden, verlangten. Daher kam die Landesverweisung derer Personen, welche im Jahr 1744 sich einschränkten, bloß durch eine demütige Bittschrift zu begehren, daß das Elend, womit die Bürgerschaft überhäufet war, etwas gemildert werde. Daher kam das tragische Ende derjenigen, welche 1760 die Zusammenberufung mit dem Entschlusse, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen, wofern man sie würde hindern wollen, ihr Vorhaben auszuführen, haben bewirken wollen. Wenn die letztern so strafbar gewesen wären, als man vorgegeben hat, so hätte der Magistrat in dem kleinen Memorial, welches er den Herren Burnabi und de la Calmette, englischen und holländischen Ministern, hat übergeben lassen, etwas davon erwähnt; man würde nicht ein unerforschliches Ge-

heimnis aus ihren Geständnissen machen, und man würde ihre Papiere bekannt machen, deren man sich bemächtigt hat, und in welchen der ganze Entwurf des Unternehmens enthalten sein muß. Einer von diesen Unglücklichen, wider den die Regierung am meisten erbittert zu sein schien, Samuel Henzi, war vordem Sekretar der Salzkammer und hat mit dem bekannten Banquier Hrn. Zastin von Basel in Gesellschaft gestanden. Hernachmals ist er in Diensten des Herzogs von Modena unter dem Regimente Garde, welches Herr Cornabe kommandierte, Hauptmann gewesen. Er war eines Priesters Sohn. Er wurde ohne Vermögen geboren und unter den Negotien der Schatzkammer, wobei ihn sein Vetter im 14. Jahre als einen bloßen Schreiber anbrachte, erzogen. Gleichwohl gelangte er durch seine außerordentliche Anwendung und durch die Stärke seines Geistes zu einer so weitläufigen Erkenntnis des Handels, der schönen Wissenschaften und der Weltweisheit, daß man wenig Exempel davon finden wird. Die unendliche Arbeit, die er mit dem Schreiben bei der Salzkammer hatte, hinderte ihn nicht, seine Studien höher zu treiben, als er es vonnöten gehabt hätte, sich mit Ehren in der gelehrten Republik zeigen zu können. Er brach die Zeit seines Schlags ab, verlor keinen Augenblick, weder bei Tische noch in Gesellschaft, und machte sich alle kleine Zwischenräume von Viertelstunden, die ihm seine ordentlichen Geschäfte dann und wann ließen, zu nutzen. Auf diese Art war er zu so einer weiten Gelehrsamkeit in den schönen Wissenschaften gekommen, als man sie kaum bei den Gelehrtesten antrifft. Er verstund nicht allein alle alten Sprachen, sondern er redete und schrieb auch mit einer so großen Leichtigkeit Griechisch, daß zwei Bischöfe aus Griechenland, welche unterschiedene Unterredungen mit ihm gehabt, versichert haben, daß sie auf ihren Reisen in ganz Europa Keinen seinesgleichen gefunden hätten. Er schrieb gemeinlich in dieser Sprache seine Briefe und Billets an seine Freunde, die sie verstunden, wenn er sich gegen die Neugierigkeit versichern wollte. Er hatte die Schriften des Demosthenes und Cicero wie aller andern großen Schriftsteller, des Homers, Pindars, Virgils, Horazens, Miltons und Popens, nebst allen guten französischen Schriftstellern im Gedächtnisse, daß er, was bei dem ersten Aufschlagen des Buches am ersten in die Hände fiel, auswendig sagen konnte. Man wird sich weniger darüber verwundern, wenn man die Mühe weiß, die er sich, ein von Natur eisernes Gedächtnis zu verbessern, gab. Schon vor mehr als fünf Jahren hatte er in seiner Bibliothek mehr als 100 Excerptenbände, die mit seiner eigenen Hand geschrieben waren und von allem, was er gelesen oder bei dem Lesen gedacht hatte, unter gewissen Titeln einen Auszug ent-

hielten. Er war gewohnt zu lesen, um Gelegenheit zum Denken zu haben, er kommentierte daher meistens alle Schriftsteller bald in Versen, bald in Prosa, und gemeinlich in der Sprache, worinne das Buch, welches er las, geschrieben war. Er besaß eine ganz außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hatte die allerprächtigen und leichtesten Bilder ohne Mühe, und alles, was er schrieb, war voll von den feurigen Zügen, die die Merkmale einer großen Seele sind. Er war ein genauer Beobachter alles dessen, was ihm unter die Augen kam, und hatte deswegen beständig eine Schreibrtafel bei der Hand. Er bemerkte darinne die Gedanken, die ihm eingefallen, nur mit einem Worte, und wenn er nach Hause kam, erweiterte er sie vermöge seiner bewundernswürdigen Leichtigkeit, etwas aufzusetzen. Er hatte sich also ein Magazin von unzähligen Sachen gemacht, welche nicht ein unnützer Mischmasch, sondern sowohl für ihn als für viele rechtschaffene Gelehrte sehr wichtig und Gold in der Hand eines großen Künstlers waren. Er drückte sich im Deutschen und Französischen sehr schön aus; er schrieb in diesen beiden Sprachen mit vieler Fertigkeit, und ein so ursprüngliches und erhabenes Feuer der Einbildungskraft, für welches er leicht einen Platz unter den größten Schriftstellern, wie seine hier gedruckten und andern flüchtigen Stücken zeigen, würde gefunden haben, beweisen dieses. Aber er wollte und konnte nicht seine Aufsätze lange umarbeiten und von neuem durchsehen. . . Zu diesen großen Talenten seines Verstandes gesellten sich in ihm alle große Eigenschaften des Herzens. Er hatte eine große und wohlengerichtete Seele, welche über den Kummer des Privatlebens, über die Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens erhaben war. Ohngeachtet der Händel, welche man ihm machte, und ohngeachtet seiner häuslichen Verdrießlichkeiten hatte er allezeit ein fröhliches und heiteres Angesicht und ein sich immer gleichendes Gemüt, welches geschickt war, diejenigen zu trösten, welche Trost nötig hatten. Stets hatte er die großen Exempel vor Augen, deren Geschichte er gelesen und überdacht hatte, und er war sehr bekannt mit den Maximen der Sittenlehre, welche er in Versen oder in Prosa gelesen oder selbst ausgedrückt, und von welchen er gezeigt hatte, daß sie einen Einfluß in seiner ganzen Aufführung hatten, und daß er auch seine geringsten Handlungen danach einrichtete. . . Wer kann sich nun einbilden, daß Henzi, der sanftmütigste und mäßigste Mensch von der Welt, seinen Charakter sollte verlassen und sich in ein närrisches und abgeschmacktes Komplott eingelassen haben, sich so zu sagen mit seinen Freunden zu erzürnen? Er war eines solchen Vorhabens unfähig. Vielmehr, da einige im Jahr 1744 einen gewaltsamen

Weg durchzudringen vorschlugen, setzte sich Henzi standhaft dagegen und erklärte sich, daß er lieber alles, was er hätte, verlieren, als jemanden, er sei, wer er sei, in Lebensgefahr setzen wolle. Dieses System ist die Ursache der Landesverweisung im Jahr 1744 und ohne Zweifel auch seines igtigen Verlustes gewesen. Viele Freunde haben es ihm vorhergesagt, aber er hat allezeit geantwortet, es sei ihm einerlei, auf was für Art er aus dem Handel käme, wenn er sich nur nichts vorzuwerfen habe.“ So weit gehen die Fragmente.

Schaffhausen, vom 8. August. Den Nachrichten aus Bern zufolge hat der Magistrat, ehe die Exekution am 16. vorigen Monats vor sich gegangen, eine Verordnung öffentlich anschlagen und durch die ganze Stadt bekannt machen lassen, daß niemand von denen, welche mit den hinzurichtenden Rebellen verwandt sein könnten, und vornehmlich die Weiber und Kinder der Verurtheilten, nicht aus ihren Häusern gehen sollten. Die während der Zeit der Exekution von der Gegenpartei daselbst ausgestreute Zettel aber sind also abgefasset gewesen: „Bergießet das Bürgerblut in großen Strömen, jeder Tropfe dieses kostbaren Bluts wird in unsere Herzen rinnen, daselbst unter der Asche so lange belebt zu bleiben, bis eine andere günstigere Gelegenheit erscheint, uns von der Grausamkeit zu befreien, die man seit langen Jahren über uns ausübet. Verbannet den Kern der Bürger aus dem Vaterlande und aus seiner Hauptstadt; diese öffentlichen Opfer werden allenthalben die Tyrannei und Grausamkeiten an den Tag legen, welche die Stadt in ein allgemeines Trauern stürzen, ohne daß es jedoch der Frauen erlaubt sei, ihren Mann zu beweinen, noch dem Kinde, für seinen Vater zu sterben, oder dem Freunde, seinen Freund zu beklagen oder zu bedauern. Das Elend, die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit werden in den Herzen derer, die nach uns kommen werden, eben dergleichen Eindruck wie bei uns machen. Bürger! die ihr euch des Zepters und Regimentsruders bemeistert habt, wollt ihr über die Herzen herrschen, so entsaget dem Stolz und Uebermut; fraget in euern Beratschlagungen nichts als die Gerechtigkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit um Rat und bezeichnet alle eure Entschliessungen mit dem Gepräge der Sanftmut und der Freundschaft gegen eure Bürger, so werdet ihr geehret sein, und wir werden treu verbleiben! Das Blut der alten Berner reget sich noch in unsern Adern; gleich ihnen können wir nicht den Anblick der Fürsten ertragen, und gleich ihnen sind wir bereit, für unsere Väter alles zu thun. Wenn der Schweizer, der Freieste unter allen Völkern, unter der Last seiner Ketten unempfindlich wird, so wird das Grab der Freiheit auch das Grab von dem Glanze des Vaterlandes sein.“ Weil nun diese Zettel durch alle Straßen

der Stadt und sogar außerhalb ausgestreuet worden, so sind einige derselben dem Magistrat in die Hände gekommen, welcher scharf nachforschen lassen, den Urheber davon zu entdecken, so aber nicht möglich gewesen ist.

Bern, vom 5. August. Die Kommissarien, welchen das Verhör der Gefangenen aufgetragen ist, haben an den Rat 59 Akten eingeliefert, welche die Bekenntnisse von den Absichten der Verschwornen enthalten. Diese Bekenntnisse sind in einer der letzteren Sitzungen des Rats abgelesen worden.

Beschluß des neulichen Basler Artikels [vom 8. August]. Wenn es indessen wahr ist, daß Genzi und seine Freunde willens gewesen sind, die Abthung der Beschwerden so zu suchen, daß sie Gewalt mit Gewalt haben vertreiben wollen, so ist es auch wahr, daß es nicht in ihrer Gewalt gestanden, die traurigsten und äußersten Erfolge zu verhüten. Non est in ejusdem manu, ignem tectis injicere et injecto spatium modumque statuere, d. i. „Es steht nicht bei dem, welcher ein Haus anzündet, der Flamme Grenzen vorzuschreiben.“ Wenn Genzi so vernünftig gewesen ist, wie man ihn uns vorstellet, so hat er sich in dieses Vorhaben nicht einlassen können, ohne die Schwierigkeiten zu erwägen und darauf zu denken, wie ihnen zuvor gekommen werden, oder wie man sie überwinden könnte. Es würde natürlich hieraus folgen, daß entweder der Entwurf etwas zu Hitziges und zu Strafbares enthalten, oder daß man bei dem Vorhaben unvorsichtig gewesen.

Basel, vom 9. August. Seit dem vorigen Posttage hat man aus Bern vernommen, daß nach dem Urtheil der sechs Staatsgefangenen, deren man letztlich Meldung gethan, drei davon auf ewig aus dem Lande Ihrer Excellenzen, d. i. des Kantons, oder besser der Stadt Bern, und ihrer Bundesgenossen verwiesen worden, und zwar bei Lebensstrafe, wenn sie sich jemals unterstehen, wiederzukommen. Die andern sind nur auf 15 Jahr verwiesen worden, so daß, wenn sie binnen dieser Zeit wiederkommen, ihre Landesverweisung auf 10 Jahr verlängert werden soll.

Bern, vom 15. August. Die hiesige Regierung hat folgendes durch öffentlichen Druck bekannt gemacht:

„Seit der Gefangennehmung derer Personen, welche in das verabscheuenswürdige und aufrührische Projekt der Zusammenverschwörung wider die Regierung verwickelt gewesen sind, ist man mit größtem Fleiß und möglichster Aufmerksamkeit beschäftigt, alle Umstände dieser unglücklichen Begebenheit aufzuklären. Nachdem man die zum Kriminalprozeß nötigen Nachrichten eingezogen, hat man nach und nach die verschiedenen Artikel in Betrachtung gezogen,

welche die Verbrecher graviret, damit man einem jeden sein gehöriges entscheidendes Urtheil sprechen könne. Bei den Berathschlagungen, deren Gegenstand die unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen ist, um des Künftigen willen Exempel zu statuieren, ist die Regierung von demjenigen Geiste der Sanftmut und Mäßigkeit geleitet worden, welcher ihren Hauptcharakter ausmacht. Zufolge dieser väterlichen Verfassung, Gnade vor Ernst gehen zu lassen, ist kein Blut vergossen worden als nur dasjenige, welches die Regierung ihrer beleidigten souveränen Autorität und dem, was man die öffentliche Rache nennt, nicht abschlagen konnte. Am 16. Juli erging das Todesurtheil über diejenigen drei Verbrecher, welche überführet worden, daß sie die Urheber und Häupter der Zusammenverschwörung gewesen. Man verurtheilte sie, den Kopf zu verlieren, und einen von ihnen, nämlich den Wachtleutnant, daß ihm die Hand sollte abgehauen werden. Dieses Urtheil ward den 17. darauf ohne einigen Tumult vollstreckt."

Genf, vom 10. August. Die Regierung hat den Buchdruckern und Buchhändlern verboten lassen, Schriften zu drucken und zu verkaufen, welche die besondern Angelegenheiten des Kantons Bern betreffen.

London, vom 19. August. Die Regierung des Kantons Bern hat vor kurzem dem Herrn Burnabi, Ministern unsres Königs bei dem Schweizerbunde, einen Brief übergeben, in welchem sie Se. Majestät bittet, die weniger schuldigen Verbrecher, welche in die letzte Zusammenverschwörung verwickelt gewesen, mit nach Neuschottland bringen zu lassen. Nachdem Herr Burnabi diesen Brief hieher geschickt, so ist er dieser Tagen von dem Könige und dem Staatsrat untersucht worden. Se. Majestät scheinen aber nicht in dieses Begehren willigen zu wollen, und man hat dem Herrn Burnabi befohlen, von seiten des Königs den Herren der Regierung zu Bern die Erklärung zu thun, „daß es Se. Majestät nicht gern sähen, daß Sie ihrer Bitte nicht Gehör geben könnten; denn außer den Transportkosten, welche ziemlich groß sein würden, würde dieses ohne Zweifel unter dem Volk eine Eifersucht erwecken, und übrigens wären schon so viel Leute eingeschrieben, als man sich gegenwärtig dahin zu schicken vorgesetzt habe“.

Beschluß von Bern [vom 15. August]. Die Bürgerschaft, die bei diesen traurigen Begebenheiten nicht unterließ, starke Proben ihrer Ergebenheit gegen die Regierung zu geben, war während der Hinrichtung in Waffen. Die drei Verurtheilten erlitten ihre Strafe mit allen Zeichen einer wahren Reue und mit Ueberzeugung, daß sie eine viel strengere Todesart verdient hätten. Vermöge des Systems,

worinne man die Gerechtigkeit und Gnade verband und eine durch die andere mäßigte, hat man in Bestrafung der übrigen 18 Schuldigen ein genaues Verhältniß beobachtet. Nachdem man die unterschiedenen Grade ihres Verbrechens bestimmt, so hat den 6., 7. und 8. dieses Monats die Regierung das Urtheil über sie gefället. Sechse nämlich von ihnen wurden auf ewig aus den Kantonen und allen mit der Schweiz verbundenen Ländern verbannt; zwei andere bekamen diese Strafe nur auf zwanzig und ein Neunter nur auf zehn Jahr. Ein Zehnter ward mit einem vierjährigen Stadtarrest belegt, die übrige Achte mit Hausarrest, den einige auf ein, andere auf zwei und einer von ihnen auf drei Jahre halten sollen. Zum Anfange dieses Monats wurde die Bürgerwache abgedankt und belohnet. Man hat nichts als die ordentliche Garde nebst einigen Kompanien Soldaten aus der Nachbarschaft, welche von einigen Gliedern des Staats kommandiert werden, beibehalten. Die öffentliche Ruhe also, die durch die Bewegungen, welche die Entdeckung dieser Meuterei notwendig verursachen mußte, mehr erschreckt als gestöret war, ist völlig wieder hergestellt. Den 26. Juli hat man die Namen der sechs Flüchtigen, die an der Verschwörung theilgehabt und theils als Mitschuldige, theils als Leute, die um das Geheimniß gewußt, angegeben worden, an den gewöhnlichen Orten proklamiert und angeschlagen. Uebrigens kann man sagen, daß die Epoche eines so verdrießlichen Zufalls auch eine von den merkwürdigsten Epochen des Eifers, den alle, die unter der sanftmütigen Herrschaft der Republik vereinigt stehen, bezeugt haben, sein werde. Alle Städte und Gemeinen haben sich bei der Gelegenheit eine Schuldigkeit daraus gemacht, gleichsam um die Wette die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Bereitschaft, alles zur Erhaltung des Regiments beizutragen, zu erneuern. Dieses und die löbliche Nachseifung der Vasallen und Unterthanen nebst dem, was alle Stände insbesondere hierbei bezeugt haben, kann das gründlichste und vollkommenste Lob der Regierung abgeben.

Bern, vom 18. August. Man sieht nunmehr folgendes Verzeichnis der wegen der Zusammenverschwörung in Verhaft genommenen und darzu gehörigen Personen: 1) Fuetter, Stadtleutnant. 2) Michael du Cret. 3) Henzi, ehemaliger Modenesischer Hauptmann. 4) Wernier, Kaufmann. 5) Daniel Fuetter, Kaufmann. 6) Rüpfer, Kaufmann. 7) Rüpfer, Papierhändler. 8) Rüpfer, Rattendrucker. 9) Dngspurger. 10) Dngspurger. 11) Wurstenberger, Leutnant. 12) Reinhard, Studiosus. 13) Wyß, Sekretär. 14) Marthaler. 15) Herrmann, Kaufmann. 16) Schürer. Folgende sind unschuldig befunden und wieder auf freien Fuß gestellet worden:

1) Müsli, Gelbgießer. 2) Walther, Schlosser. 3) Hortin, Buchhändler. 4) Jth, Kupferschmied. Folgende sind gänzlich entwischt: 1) Hug, Juwelier. 2) Fuetter, Kaufmann. 3) Bernier, Hospitalchirurgus. 4) Fuetter, Maler. 5) Fuetter, Goldschmied. Der Lohgerber Kühn ward auf der Flucht ergriffen. Folgende haben Hausarrest bekommen: 1) Knecht, Lohgerber. 2) Müsli, Studiosus. 3) Graf, Translator. 4) Schärer, Operateur. 5) Schärer, Procurator. 6) Wegermann, Leutnant. 7) Stettler, Studiosus. 8) Walther, Studiosus. 9) Ulrich, Studiosus Theologia. 10) Schürer. 11) Jenner. 12) Wiegam, Sattler. 13) Lerber. 14) Roder, Faßbinder. 15) Dieck, Maler. 16) Egli, Buchhändler. 17) Rohr, Faßbinder. 18) 19) Christ, Goldschmied, nebst seinem Bruder. 20) 21) Ziegler, Pastetenbäcker, nebst seinem Bruder, 22) 23) Castenhofer, Vater und Sohn. 24) Lauffer, Kaufmann. 25) Brügger, Lohgerber. 26) Jägi, Buchhändler. 27) Fruting, Töpfer. 28) Gating, Schuhmacher. 29) Meyer, Schlosser. 30) Balz, Kaufmann. 31) Luz, Kaufmann. 32) Vigijs, Küster. 33) Gaudard. 34) Dchs, Kaufmann. 35) Dchs, Bleicher. 36) Hartmann. 37) Tillmann, Küster. 38) Dünke, 39) Heggi, 40) Hinz, alle drei Schlächter. 41) Bondeli, Bäcker. 42) Kupfer, Bäcker. 43) Steck, Hospitaleinnehmer. 44) David Fuetter, Kaufmann. Von allen diesen sind nur drei, nämlich der Stadtleutnant Fuetter, Henzi und der Kaufmann Bernier, vom Leben zum Tode gebracht worden, wie man bereits gemeldet hat. Folgende aber sind verwiesen worden: 1) Kämpfer. 2) Reinhard, Studiosus. 3) Henzi, Leutnant. 4) Lerber. 5) Christ, Goldschmied. 6) Knecht, Lohgerber. Diese Sechs sind nicht, wie fälschlich gemeldet worden, auf ewig, sondern, welches wohl zu merken ist, nur auf 101 Jahr aus der Schweiz verwiesen worden. 8) Bondly, Schlächter, auf 10 Jahr. 9) Rohr, Faßbinder, hat 4 Jahr Arrest in der Stadt. 10) Dchs, Kaufmann, hat 2 Jahr, und 11) Meyer, Schlosser, 1 Jahr Arrest in seinem Hause. 12) Kämpfer, Schlächter, und 13) Kämpfer von Verlauffen, jeder auf 2 Jahr. 14) Kupfer, Capitaine de Bataille, auf 1 Jahr. 15) Hermann, Fabrikant, hat 1 Jahr in seiner Fabrik Arrest. 16) Christ, Kaufmann, auf 2 Jahr. 17) Fuetter, Kaufmann, auf 3 Jahr verwiesen. 18) Schürer, Consistorialbedienter, auf 20 Jahr.

Bern, vom 22. August. Zufolge dem Urtheil, welches wider die Gefangenen, die verwiesen werden sollten, ausgesprochen worden, wurden dieselben am 13. dieses durch ein Detachement von 25 Mann aus der Stadt gebracht, wo ihre Familien dieselben erwarteten, in der Absicht, sie bis an das erste Wirtshaus zu begleiten. Kämpfer, welcher eine schöne Zeugfabrik hat, hat um derenwillen Erlaubnis

erhalten, noch 14 Tage in der Stadt zu bleiben und seine Sachen in Ordnung zu bringen, damit seine Manufaktur während seiner Abwesenheit ihren Fortgang haben kann. Aber damit man dieser Erlaubnis nicht das Ansehen der Freiheit gebe, und zu verhindern, mit andern Leuten in der Stadt Gemeinschaft zu haben, hat man ihm 6 Mann Wache gegeben. Diejenigen, welche Hausarrest gehabt, haben, nachdem man sie vor den geheimen Rat geführt, zum Teil einen scharfen Verweis und die am wenigsten Schuldigen eine gelinde Ermahnung bekommen, nachdem man sie alle den Eid der Treue erneuern lassen, welchem man eine Klausul angehängt, kraft welcher sie verbunden sind, der Regierung alles zu melden, was sie von dem erfahren werden, was ihr irgend nachtheilig sein kann. Man versichert, daß einer von den Geföpften unterschiedenen seiner Mitverschwornen anfangs überaus viel zur Last gelegt, daß er es aber am Ende widerrufen und gesagt, daß ihm die Schmerzen der Tortur allerlei in den Mund gelegt hätten, welches nicht an dem sei. Man vernimmt aus Genf, daß, nachdem der Leutnant Henzi am 17. dieses daselbst angelanget, er sich ebendenselben Tag auf den eine halbe Meile davon gelegenen Ort Carouche begeben, weil man ihm nicht hat erlauben wollen, die Nacht über in der Stadt zu bleiben.

Basel, vom 26. August. Iho ist alles ruhig in Bern. Der Herr Michaeli Ducret hat am 18. dieses sein Urtheil empfangen. Er ist verdammet worden, zeitlebens auf dem Schlosse Narburg gefangen zu sitzen. Von 112 Personen, welche ihm seinen Prozeß machen sollten, haben 11 seinen Tod beschloffen; aber die andern haben nicht mit solcher Schärfe urtheilen wollen, vornehmlich da er kein Unterthan der Republik ist. Am 16. schickte man ihm zwei Geistliche in sein Gefängnis. Als diese Herren erschienen, hielt er dieses für ein gewisses Zeichen, daß sein Tod beschloffen sei, und bereitete sich zu seinem Tode. Nachdem er für sein Gewissen gesorget hatte, machte er am 17. sein Testament. Am 18. führte man ihn vor seine Richter, wo er ganz andere Meinungen zeigte, als sein System, welches er seit mehr als 15 Jahren seither gehabt, sonst zuließ. Am 20. ward er in einer Kutsche unter einer guten Bedeckung nach Narburg gebracht. Er ist schon wie halb zu Hause auf dieser Festung; denn er ward ehemals auf Ersuchen des Kantons Zürich und Basel dahin gebracht, weil er ehrenrührige Schriften auf diese zwei Kantons, deren Verfasser er, wie man ihn überführet hat, gewesen, ausgestreuet hatte. Am 21. wurden drei Mitverschworne, welche sich davon gemacht, verurtheilet und verdammt, im Bildnisse geköpft und gevierteilet zu werden. Ein Viertel von den Mitver-

schwornen sollte an eben diesem Tage verdammet werden, aber seine Anverwandten erlangten einen Aufschub von 8 Tagen. Der Chirurgus Bernier, welcher sich gleichfalls unsichtbar gemacht hat, hat sich freiwillig gestellt und setzen lassen. Man sagt, daß hinter dieser Begebenheit ein Geheimnis stecke.

Bern, vom 31. August. Von den Mitverschwornen haben sich fünfse mit der Flucht gerettet. Diese sind verurtheilet worden, gevierteilet und in ihren gevierteilten zerbrochenen hölzernen Ebenbildern auf Pfähle gesteckt zu werden. Wer sie lebendig liefern wird, der soll 1000 Thaler, und wer sie tot herbeischafft, 500 Thaler haben. Man spricht auch diejenigen völlig frei, welche sie etwan töten möchten.

Basel, vom 12. September. Von den zu Bern vorgewesenen bekannten Bewegungen sieht man noch ein Schreiben, das von einer Person vom Range, die sich daselbst zur Stelle befunden und von allem gute Wissenschaft haben können, herrühren soll und folgenden Inhalts ist: Nachdem man die vornehmsten Häupter in Verhaft gezogen hatte, brachte man diejenigen gar bald heraus, welche an dem Anschläge teil gehabt, und ihre Anzahl erstreckte sich bis auf 60. Weil sie aber nicht gleich viel in den Handel verwickelt waren, so setzte man nur ihrer 20 gefangen, die andern aber bekamen Hausarrest, und einige ließ man nur eidlich angeloben, daß sie sich jederzeit auf Erfordern stellen wollten. Die zur Untersuchung ernannten Kommissarien fingen, wie billig, mit den Anführern an, welche Henzi, gewesener Kapitän in Modenesischem Dienst, Fuetter, Leutnant bei der Stadtmiliz, und der Kaufmann Bernier waren. Sie bekanten alle ohne viele Mühe, und es wurde nur Bernier peinlich befraget. Nach ihrem Geständnisse war ihre Absicht gewesen, unter dem Vorwande eines Mißvergnügens über die gegenwärtige Regierung, woran die Bürgerschaft ihren Gedanken nach nicht genug Anteil hätte, dieselbe völlig zu ändern und zu solchem Ende Gewalt zu gebrauchen, ja auch bei erfolgendem Widerstande Blut zu vergießen. Es war aber der Plan zur Ausführung noch nicht festgestellet, sondern man hatte drei verschiedene Projekte, daraus das, so man für das beste finden würde, gewählt werden sollte.

Die vornehmsten Mitverschwornen hatten sich durch die stärksten Eidschwüre verbunden, einander bis auf das alleräußerste zu unterstützen; alle aber hatten solchen Eid nicht gethan, und von denen, die ihn abgeleget hatten, mußten nicht einmal alle recht, worin das Geheimnis bestünde. Diese verschiedene Stufen bei dem Verbrechen haben bei der Bestrafung notwendig auch einen Unterscheid veranlasset. Doch man muß überhaupt sagen, daß die Regierung bei

der ganzen Sache alle Mäßigung gebrauchet habe, indem nur die drei obbenannten vornehmsten Rädelshörer mit der Todesstrafe belegt worden. Von den andern inhaftierten Mitschuldigen sind sechszehn theils auf immerdar, teils nur auf gewisse Jahre verbannet und sechs verurtheilet worden, auf einige Zeit Arrest zu halten. Alle diejenigen, welche nur Hausarrest gehabt, sind wieder auf freien Fuß gestellet worden, nachdem ihnen eine Vorhaltung geschehen und sie dem Staat aufs neue die Treue geschworen, wozu das Formular ausdrücklich abgefasset worden. Auf Hrn. Michaeli Ducret hatte man starken Verdacht, daß er zu Schmiedung des Anschlages vieles beigetragen, und er hatte auch wirklich Wissenschaft davon. Allein es mag nun aus Vorsicht von ihm geschehen sein, oder weil er nicht der Meinung gewesen, daß die Sache wohl ablaufen könnte, so hat er sich also dabei verhalten, daß man ihm nichts weiter anhaben können, als ihn aus dem weiten Arrest, den er vorher schon hatte, in einen engern zu bringen. Noch ist zu gedenken, daß sich vier bis fünf Mitschuldige gleich anfangs, als der Handel entdeckt wurde, aus dem Staube gemacht, und darunter befindet sich einer, der durch die Aussagen des Leutnants Fuetter am meisten graviret worden. Der Bruder des Kaufmanns Bernier, der gleichfalls ausgetreten war, ist seitdem wieder zurückgekommen, ohne Zweifel, weil er, da er sich nicht schuldiger erachtet als diejenigen, welchen nur die Verbannung zuerkannt worden, durch solches sein Verhalten die Konfiszierung seiner Güter abwenden wollen. Dieses ist nun der Verlauf der ganzen Sache. Man hatte anfangs geglaubt, diese Leute hätten einiges Verständniß mit den Bauern, welches aber nicht gegründet befunden worden ist; und es läffet sich auch hieraus wie aus mehrern Umständen urtheilen, daß ihr ganzer Anschlag thöricht und unüberlegt gewesen. Denn wenn sie auch gleich zum Zweck gekommen wären, ihn völlig oder zum Teil auszuführen, so würden sie sich doch nimmermehr haben behaupten können, sie müßten sich denn einzubilden Ursach gehabt haben, daß sich etwan bei einem glücklichen Erfolge die Geringern von der Bürgerschaft zu ihnen geschlagen haben würden, und daß sie die Bauern dadurch gewinnen wollen, daß sie ihnen gewisse Privilegien zugestanden, oder sie müßten sich auf andere Hilfe Rechnung gemacht haben. Gesezt aber, man hätte bei der Untersuchung etwas dergleichen herausgebracht, so ist leicht zu ermessen, daß man damit lieber hinter dem Berge halten werde.

Schaffhausen, vom 26. September. Der in der Bernischen Zusammenverschwörung verwickelt gewesene Michaeli Ducret befindet sich nunmehr auf lebenslang auf dem Schlosse Narburg, wohin er

am 8. dieses abgeföhret worden, daselbst er nach Gefallen, seine aus seinem Vermögen ziehende jährliche Einkünfte von 6000 Livres verzehren kann. Die Regierung zu Bern, welche die wider sie gefaßte Anschläge so glücklich zernichtet hat, ist im übrigen noch fortkhin bemühet, solche Maßregeln zu ergreifen, wodurch die wiederhergestellte Ruhe immer mehr und mehr befestiget werden kann. Es werden zu dem Ende noch regulierte Völker in der Stadt gehalten, welche gewöhnlich auf die Wache ziehen. So sind auch ein und andere kleine Nemter aufgerichtet worden, so die Bürger kleiden, wodurch sie verbunden sind, selbst an Erhaltung des Friedens mit Hand anzulegen.

Bern, vom 12. Oktober. Der Geist der Unruhe erwachet allhier schon wieder, indem aufs neue verschiedene aufrührische Zettel ausgestreuet worden, worinne man wegen des vergossenen Bürgerbluts Rache fordert.

Basel, vom 17. Oktober. Am verwichenen Sonntage citierte man in dem Lande Baur, welches dem Kanton Bern zugehöret, feierlich die drei Mitverschworenen der Zusammenverschwörung vom verwichenen Julius, welche entwischet sind. Ihre Excellenzen versprechen denjenigen 500 Rthlr., welche einen oder den andern entdecken können, und demjenigen 1000 Rthlr., welcher einen Kopf von ihnen bringen wird. Die Gemüter in Bern sind noch schwierig. Denn bloß aus der Vorsichtigkeit, welche der Magistrat fortföhret anzuwenden, das Uebel zu hemmen oder demselben vorzukommen, kann man schließen, daß man daselbst noch etwas zu befürchten hat.

Das befreite Rom.

In diesem Entwurfe sucht Lessing einen antiken Stoff den modernen Anschauungen gemäß zu behandeln, ja zu modernisieren. Der ältere Brutus muß, wie Boyberger sagt, im folgenden Zeitraum einem jüngeren Befreier Roms, dem Virginius, weichen und dieser in einem noch späteren Zeitraume dem Odoardo Galotti. Danzel hält „Das befreite Rom“ für gleichzeitig mit „Genzi“, beide für ein Ergebnis des Studiums von Shakespeares „Julius Cäsar“. „Die Pöbelzehen und die ‚Pöffen‘ des Brutus,“ sagt jener, „hatte Lessing wenigstens nicht den Franzosen abgelernt; auch finden sich hier Reden des Collatinus und Brutus ans Volk, die an die des Brutus und Antonius bei Shakespeare erinnern.“ Karl Lessing zählt als Personen des Entwurfes auf: Brutus, Tarquinius, Collatinus, Lucretia, Publicola, Römer, Sklavinnen, Victores, Salier.

Weiber sind Weiber.

Lessing ahmt in diesem Fragment den „Stichus“ des Plautus nach, über den er sagt: „Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt. Ein paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheiraten, sondern bestehen darauf, die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Kameraden und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten lustig macht.“ Lessing rühmt „die Anständigkeit, mit der die Muster getreuer Weiber, Panegyris und Pinacium, in dem ‚Stichus‘ gebildet sind“. Des Dichters Bruder Karl bemerkt dazu: „Es ist Plautus' beste Komödie nicht, sowohl in Ansehung des Plans als der Charaktere und Einfälle, wenn man auch auf die damaligen Zeiten und Sitten alle Rücksicht nimmt. Der müßte sehr wenig Talent für das Theater in sich fühlen, welcher daraus nicht ein gutes Lustspiel zu machen sich getraute. Und doch ist es so was bei dem Plautus nicht geworden. Ein Parasit, dessen alberne Spässe niemand mehr einer Mahlzeit wert hält, jammert auf seine Art, und als er sich auf die Ankunft der beiden verreisten Männer freut, bei denen er sonst gegessen wird ihm auch diese Freude versalzen. Der Knecht des einen zurückgekommenen Mannes bekommt die Erlaubnis, sich einen guten Tag zu machen, welches er auch wirklich thut; nur Zuschauern und Lesern macht er keinen! — Aus dem ersten und Anfange des zweiten Akts dieses Lustspiels (denn mehr hat mein Bruder davon nicht hinterlassen) kann man nicht recht ersehen, wie er diesen Stoff behandelt haben würde. Der Plan, den er dazu sich so gut entworfen haben wird, als er bei seinen übrigen Stücken allezeit gethan, muß verloren gegangen sein; ich habe ihn wenigstens nicht finden können. So viel aber sieht man doch schon, daß Hilarien das Ausbleiben ihres Mannes, der sich bloß um ihretwillen ruiniert, lange nicht so nahe geht als Lauren, die von ihrem Manne tyrannisiert worden. Vielleicht wollte er ein Beispiel liefern, daß Zärtlichkeit gegen den Mann von gar keinen moralischen Umständen, sondern bloß von dem physikalischen Temperamente abhängt und so unerklärlich als Sympathie ist. Doch was er auch bezweckt haben mag, und wie sehr auch der Dialog darin gegen den in seinen nachherigen Stücken absticht, so bin ich doch versichert, daß er diesen schönen Hauptstoff mit so abgeschmackter Episode wie Plautus unmöglich vernachlässigt hätte.“

Danzel charakterisiert treffend den Gegensatz des Lessingschen Fragmentes, welches der Dichter vermutlich im Jahre 1755 zu vollenden dachte, zu dem antiken Vorbilde: „Der zweite Gesichtspunkt, den Lessing in die Behandlung der Plautusschen Stoffe einführt, ist die genauere psychologische Motivierung, welche die Neuzeit fordert. So läßt er die beiden Schwestern in ‚Weiber sind Weiber‘, die bei Plautus nur eben auf ganz gleiche Weise schlecht hin ihren Männern ihre Treue bewahrt haben, wenigstens von verschiedenem Charakter sein; ja, es scheint fast, als ob die eine, Laura, eine Heuchlerin sein sollte, was dann wiederum den Stoff des Werkes noch reicher machen mußte; und der alte Seltensarm will seine Töchter wieder verheiraten, um mit seinem Dienstmädchen zu leben, worauf übrigens Lessing durch einen Einfall bei Plautus gekommen ist: Antipho will seine Töchter ad absurdum führen und fragt sie, wie ein wackeres Weib denken müsse; sie antworten, warum er so frage, und er sagt zur Ausflucht, er wolle wieder heiraten.“

Tarantula.

Dieses Fragment ist, wie Danzel sagt, „eine Verspottung der Opern desselben Leopoldo di Villati, poeta di sua Maestà, dessen Imprimatur Lessing böshafterweise auf den Titel gesetzt hat.“ Derselbe verfertigte damals Operntexte für das Berliner Theater.

Crébillons Catilina.

Einige kritische Briefe Friedrichs des Großen über Crébillons Tragödie Catilina brachten Lessing auf den Gedanken, dieses Stück zu übersetzen und vermutlich die Briefe des Königs ebenfalls in deutscher Uebersetzung beizufügen. Am 11. April 1749 teilte der Dichter seinem Vater die Absicht mit, an Crébillon zu schreiben, den er jedenfalls zu einer Aeußerung über die nicht ganz konsequente Kritik veranlassen wollte. Die Ausführung folgte aber nicht dem Vorsatze.

Thomsons Tankred und Sigismunda.

Lessing führt die Anlage zu Jakob Thomsons Tragödie auf die Episode „Le mariage de vengeance“ in dem bekannten Romane Gil Blas von Lesage zurück. „Die Fabel ist ungemein anmutig,“ sagt er; „der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Siffredi (im englischen Original und in Gil Blas heißt er Siffredi d. h. Siegfried) hat man mit

Recht als mit sich selbst streitend, als gezwungen und unnatürlich getadelt." Im „Tagebuch der italienischen Reise“ sagt Lessing: „Ein Graf Vincenzo Manzoli del Monte hat in Modena eine Tragödie 1771 ‚Bianca ed Enrico‘ drucken lassen, welche das nämliche Sujet ist, das Saurin und Thomson und Calini bearbeitet haben und eigentlich aus dem Gil Blas entnommen ist. Die beiden italienischen Stücke gehen dem französischen des Saurin zu viel nach.“

Thomsons Agamemnon.

In seinem „Leben des Herrn Jakob Thomson“ führt Lessing die Erzählung des Melisander von seinem Aufenthalte auf einer wüsten cykladischen Insel nach einer 1750 in Göttingen erschienenen Uebersetzung des „Agamemnon“ an, die ihm die Anregung zu einem eigenen Versuche einer Uebersetzung der Tragödie gegeben haben mag. Diese befindet sich unter den Breslauer Papieren, nach denen sie Bogberger zum erstenmale veröffentlicht hat. Sie geht bis zur Mitte des fünften Auftrittes des zweiten Aufzuges.

Justin.

So betitelt Bogberger den unbenannten Entwurf eines dem „Pseudolus“ des Plautus folgenden Lustspieles. In seiner Abhandlung „Von dem Leben und den Werken des Plautus“ bemerkt Lessing über den Pseudolus: „Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am meisten gefreut haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerei rechte Wunder thun läßt.“ „Sehr viel leichter [als beim Schatz],“ sagt Danzel, „wollte sich Lessing die Sache bei der Bearbeitung des Pseudolus machen. Hier verändert er im Grunde nichts anders, als daß er das Mädchen von der Frau des Ballof erzogen sein läßt und statt des Soldaten, welcher dasselbe gekauft, eine Dame einführt, die für sie Kostgeld bezahlt, und den Vater des Liebenden erspart, indem er diesen zugleich den Mündel des Alten sein läßt, als dessen Tochter das Mädchen zuletzt erkannt wird. Mit der ersten Abänderung war der Stoff den modernen Sitten etwas mehr angenähert, die keine Sklaven kennen und Kuppler aufs Theater zu bringen nicht erlauben; doch mochte Lessing fühlen, daß das Mädchen immer noch zu sehr als bloße Sache behandelt würde, als daß das Stück nicht von vorn herein einen fremdartigen Anstrich bekommen haben sollte, und so blieb dasselbe unausgearbeitet.“

Borberg analysiert in „Hellas und Rom“ (Stuttgart 1842), das lateinische Original in folgender Weise:

„Die Intrigue dieses äußerst anziehenden und durch rasche Entwicklung sich auszeichnenden Stückes ist ebenso sinnreich angelegt als genial durchgeführt: es dreht sich dieselbe um den Besitz eines Mädchens; allein dieses Objekt des humoristischen Wettkampfes tritt so sehr in den Hintergrund, daß wir es kaum beachten. Plautus selbst scheint, einer Aeußerung Ciceros (Vom Greisenalter, Kap. 14) zufolge, besonderen Wert auf den ‚Pseudolus‘ gelegt zu haben; er gibt kein griechisches Vorbild an, weshalb einige vermutet haben, die Erfindung gehöre ihm allein an. Die Echtheit des Prologes, der auch sehr wenig sagt, wird bezweifelt.

„Des Atheners Simo Sohn Calidorus hat eine Geliebte, Namens Phönicium, die er mit jugendlicher Leidenschaft liebt und ganz zu besitzen wünscht; allein sie ist Sklavin des gewinnsüchtigen Kupplers Ballio, der sie einem macedonischen Offizier um zwanzig Minen verkauft hat. Dieser muß Athen verlassen, bezahlt dem Kuppler einstweilen fünfzehn Minen und läßt ihm bei seiner Abreise einen Abdruck seines Wappens zurück, mit dem Auftrage, er solle demjenigen, welcher einen Abdruck desselben Wappens samt fünf Minen ihm überbringe, das Mädchen übergeben. Phönicium, welcher der ganze unwürdige Handel nur zu wohl bekannt ist, und welche den Offizier ebenso verabscheut, als sie den Calidorus liebt, schreibt diesem einen Brief, worin sie ihm meldet, daß morgen ein Sklave des Verhafteten kommen werde, um das Versprochene zu überbringen und dafür sie in Empfang zu nehmen. Calidorus ist in Verzweiflung; er entdeckt sich seinem Sklaven Pseudolus (hiermit beginnt das Stück). Dieser, der sich seiner unüberwindlichen Schlaueheit bewußt ist, tröstet den verzweifelnden Herrn und verspricht ihm, daß der Offizier exemplarisch geprellt werden soll; zwanzig Minen, meint er, werden sich schon auftreiben lassen, wenn man es klug anfange; wie, das weiß er selbst noch nicht. Ihr Gespräch wird unterbrochen durch das Auftreten Ballios, der sich den Zuschauern in einer der vortrefflichsten Plautinischen Szenen (Akt 1, 2) in seiner ganzen Nichtswürdigkeit und Keckheit zeigen muß, damit wir uns später nur freuen können, wenn er der Betrogene ist; denn er verspricht sogar, den Offizier betrügen zu wollen, wenn Calidorus ihm zwanzig volle Minen für das Mädchen auszahle. Der Glende entfernt sich; Simo, der von allem unterrichtet ist, tritt auf und macht dem Pseudolus bittere Vorwürfe darüber, daß er seinem Sohne in allen lockeren Streichen ein bereitwilliger Helfer sei. Pseudolus aber weiß sich mit solcher Gewandtheit zu verteidigen und den Alten mit dem Liebes-

handel seines Sohnes so auszuföhnen, daß er am Ende kein anderes Bedenken hat, als es werde dem Pseudolus nicht gelingen, den schlauen Ballio zu überlisten. Dieses aber verspricht Pseudolus mit solcher Zuversicht, daß sein Herr eine Wette von zwanzig Minen mit ihm eingeht, er werde es nicht können. Nun gilt es, mit allen Segeln zu segeln!

„Sehr zur rechten Zeit kommt ihm, da er noch spekuliert, wie er die Wette gewinnen will, Harpag, der Diener des Offiziers, der gegen Ablieferung von Geld und Wappen Phönicium in Empfang nehmen soll, in den Weg. Er gibt sich bei dem ungeschickten Menschen, der ihn nach der Wohnung des Ballio fragt und ihm sogleich seine ganze Mission anvertraut, für einen Sklaven des Ballio aus und bringt es dahin, daß ihm jener wenigstens Wappen und Brief des Offiziers ausliefert. Nun hat er schon gewonnenes Spiel; die fünf Minen hat er bald von Charinus erhalten, und während der über-töpelte Bote abgeht, um in einer Kneipe so lange zu warten, bis Ballio selbst zu sprechen sei, schickt sich Pseudolus an, mit dem, was er in Händen hat, dem Ballio die Phönicium zu entführen.

„Unterdessen hat Simo den Ballio, der heute seinen Geburtstag feiert, auf dem Marke getroffen und ihn, nur an den Gewinn seiner Wette mit Pseudolus denkend, vor diesem gewarnt, weil er im Sinne habe, ihm mit List die Phönicium abzujagen. Ballio, stolz auf sein eigenes Gaunertalent, fürchtet den schlauen Sklaven so wenig, daß er ebenfalls mit Simo eine Wette um zwanzig Minen eingeht, derselbe werde ihn nicht überlisten können. Seines Sieges gewiß, geht er nach Hause; denn um zu gewinnen, darf er ja nur heute mit Pseudolus in nichts sich einlassen. Allein dieser ist schlau genug; er nimmt einen zu allem willfährigen Sykophanten, Simia, in Dienst, übergibt diesem die fünf Minen, Wappen und Brief des Offiziers und schickt ihn damit zu Ballio, um als wohlbestallter Bote unter Erfüllung der festgesetzten Bedingung die Auslieferung des Mädchens zu bewirken; Simia spielt seine Rolle ganz gut, stellt sich als Harpag, Diener des Offiziers, dem Kuppler vor, und dieser übergibt ihm, da er alles in Ordnung findet, die Phönicium, frohlockt noch überdies darüber, daß er nun sicherlich von Pseudolus nicht mehr angeführt werden könne, da er ja bereits die Sache mit dem rechten Manne abgemacht und das Mädchen an seinen legitimen Eigentümer abgegeben worden sei. Er eilt zu Simo, um die nach seiner Meinung schon gewonnenen zwanzig Minen in Empfang zu nehmen; doch da kommt leider der echte Harpag, der unterdessen in seiner Kneipe lange genug auf die Heimkehr des Ballio, die ihm Pseudolus anzuzeigen versprochen, gewartet hat; er verlangt das

Mädchen für seinen Herrn und läßt die baren fünf Minen sehen. Ballio und Simo verspotten ihn, weil sie glauben, er sei eine von Pseudolus zur Ueberlistung des Ballio aufgestellte käufliche Kreatur. Als aber der verhöhnte Tropf, nach Brief und Wappen seines Herrn befragt, erklärt, er habe diese bereits einem Sklaven des Ballio übergeben; — als er nun gar das Aeußere dieses Sklaven so genau beschreibt, daß nach dem Signalement es niemand als Pseudolus gewesen sein kann: — da gehen dem Betrogenen die Augen auf; Pseudolus hat durch einen Unbekannten, nachdem er sich in Besitz von Wappen und Brief gesetzt, den Kuppler betrogen und seine Wette gewonnen. Gewonnen hat aber auch Simo, der mit Ballio gewettet hat, daß Pseudolus ihn betrügen werde. Dieser Pseudolus also ist der Gewinnende, Ballio der Verlierende, und Simo hat nur die Mühe, die zwanzig Minen in Empfang zu nehmen, um sie dem schlaunen Pseudolus einzuhändigen.“

„So endigt die überaus heitere Komödie; von Mädchen und Liebhaber ist, wie billig, keine Rede mehr; denn ihr weiteres Schicksal kümmert uns wenig, nachdem wir erfahren, daß ihre Leidenschaft nur dazu diente, um einem eminenten Schlaufopfe zu einem glänzenden Siege über unebenbürtige Gegner zu verhelfen. Dies war das eigentliche Thema eines Stückes, das in manchen Beziehungen als ein unübertreffliches Muster gelten kann.“ (Borberger.)

Palaion. — Vor Diesem!

Während seines Aufenthaltes in Berlin trat Lessing der Gedanke nahe, in einem einaktigen Lustspiele seine Fertigkeit im französischen Stile zu erproben, die er sich besonders im Verkehr mit Voltaires Sekretär Richier de Louvaine erworben hatte. Als der Dichter 1756 in Leipzig die am weitesten gediehenen Entwürfe auszuarbeiten und in einem Bande zusammenzustellen unternahm, übersetzte er den französischen Lustspielentwurf unter dem Titel „Vor diesem!“ Nach Borbergers Vorgang stellen wir beide Fragmente einander gegenüber. Lessing zeichnet darin einen Anhänger des Alten. Danzel sieht in der Erwähnung der Hugenotten als einer fremden Sekte die schriftstellerische Absicht des Dichters, für einen Katholiken gehalten zu werden; denn „was wäre es auch Besonderes, wenn er einen Augenblick auf den Gedanken gekommen wäre, im französisirten Berlin eine französische Schrift drucken zu lassen, wie später Mylius in London mit einer englischen auftrat?“

Die aufgebrachte Tugend.

Jedenfalls folgt dieser unvollendete Entwurf einem englischen Stücke. Von diesen und den beiden folgenden gilt das, was Lessing selbst über seine „Sudelen von entworfenen Komödien“ sagt: „Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt und mich auf mein Gedächtnis verlassen, von welchem ich mich nun sehr betrogen sehe.“

Die Witzlinge.

Auch dieses Fragment bietet zu wenig Anhaltspunkte zu einer Beurteilung seiner Bedeutung und seiner Quellen.

Der Dorfjunker.

Wahrscheinlich liegen englische Muster aus Romanen oder Dramen dem kurzen Fragmente zu Grunde, welches zwei Dorfjunker skizziert.

Faust.

Die Streitfrage über Lessings Faust ist unserer Ueberzeugung nach endgültig durch Runo Fischers scharfsinnige Untersuchung gelöst, wie er sie in seinen beiden Schriften entwickelt: „G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur,“ I. Teil, Stuttgart, J. G. Cotta, 1881, Seite 143—174, und „Goethes Faust. Ueber die Entstehung und Komposition des Gedichtes“ ebenda, 1878, Seite 68—78. Wir folgen diesen geistvollen und gründlichen Ausführungen, die durch kritisch-philologische Schärfe, eindringende Quellenkritik, psychologische Tiefe und feinsinnigen Humor ein Muster litterarhistorischer Darstellung liefern.

Fragen wir mit Runo Fischer zuerst nach den Mitteilungen Lessings über den Faust, so erfahren wir aus dessen siebzehntem Litteraturbriefe vom 16. Februar 1759 nur die Notiz: „Wie verliebt war Deutschland und ist es zum Teil noch in seinen Doktor Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgeteilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er. Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben, und nun fängt die dritte Szene des zweiten Aufzugs an. — Was sagen Sie zu dieser Szene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Szenen hätte? Ich auch!“

Die Szene, die Lessing dem Volksschauspiel nachgebildet hat und bei der es sich um die Wiederbelebung des volkstümlichen Dramas handelt, atmet, wie Kuno Fischer bemerkt, „in Gedanke und Sprache den unnachahmlichen Lessingschen Geist, und es ist unbegreiflich, wie man heutzutage diese Szene für entlehnt halten kann. — Im Volksschauspiele ist der geschwindeste Teufel so schnell wie der Gedanke des Menschen: dem Lessingschen Faust ist er zu langsam. ‚Schneller als die Rache des Rächers, des Gewaltigen, der sich allein die Rache vorbehielt. Teufel, du lästerst: schnell wäre seine Rache? schnell? Und ich lebe noch? Und ich sündige noch?‘ Und was antwortet der Geist? — ‚Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!‘ Ich sollte meinen, in diesem Worte müßte ein Tauber Lessing reden hören, nur ihn. Der siebente Geist ist so schnell wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. ‚Ha! Du bist mein Teufel! so schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist, ich habe es erfahren!‘ Ich möchte wissen, wer unter Lessings Freunden, außer ihm selbst, der Mann war, der so zu denken und zu schreiben verstand?“

In Lessings „Collectaneen zur Litteratur“ findet sich unter der Ueberschrift „Dr. Faust. Von meiner Tragödie über diesen Stoff“ eine Stelle aus Diogenes von Laerte, welcher erzählt, der Cyniker Menedemus sei in seiner Schwärmerci so weit gegangen, daß er sich als Furie gekleidet und so herumgezogen sei mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um auf die Sünder acht zu geben und den Geistern daselbst Nachricht zu bringen. Lessing sagt dazu: „Dieses kann vielleicht dienen, den Charakter des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen. Desgleichen, was Tamerlan zur Entschuldigung seiner Grausamkeiten von sich selbst soll gesagt haben: Warum hältst du mich für einen Menschen und nicht vielmehr für Gottes Zorn, der zum Verderben der Menschen auf Erden waltet?“ Endlich führt Lessing eine Szene aus der „Universal History“ an: „Im ersten Jahre seiner Regierung (Leo, 716) nahm Masalmias, Fürst der Sarazenen, durch einen Handstreich die Stadt Pergamus ein, welches von den Geschichtsschreibern als eine vom Himmel über die ruchlosen und barbarischen Einwohner gerecht verhängte Strafe angesehen wurde, welche, als sie hörten, daß die Sarazenen sich rüsteten, in Asien einzufallen, den Leib einer schwangern Frau aufgeschnitten und, indem sie das Kind in einem Kessel sotten, ihre rechten Hände in das Wasser getaucht hatten, da sie von einem Magier überredet wurden, daß sie durch dieses Mittel unbesiegbar werden und ihre Stadt gegen alle Angriffe des Feindes schützen würden.“

Aus dieser Stelle geht hervor, daß Lessing an einen „zweiten Faust“ dachte, „worin der Verführer anders gefaßt war als im ersten.“ „Hatte Lessing einen seiner Charaktere ausgeführt, so glaube ich nicht,“ sagt Runo Fischer, „daß in seinen Augen irgend ein Citat dazu dienen konnte, diesen Charakter ‚wahrscheinlich zu machen‘. Wohl aber mochten sie zur Ausführung einen solchen Dienst leisten. Aus den obigen Stellen leuchtet so viel ein, daß Lessing den Verführer im Faust als ein Werkzeug Gottes gefaßt haben wollte, in einer Rolle, wie sie der theatralische Menedemus sich anmaßt und der dämonische Tamerlan sie ausführt. Er streift schon an die Vorstellung, die das Diabolische umsetzt in die zerstörende Gewalt einer dämonischen Menschennatur; auch die Macht der Verführung ist zerstörend:

„Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Diese Fassung ist nicht mehr im Geiste der alten Sage. Wenn sie nach Lessings Worten seinen ‚zweiten Faust‘ charakterisieren sollte, so schließen wir, daß eben darin der zweite Faust sich vom ersten unterschied, und dieser also der Sage näher stand als jener. Merkwürdig genug, daß auch in der Goetheschen Dichtung unterschieden werden muß zwischen einem ersten und zweiten Faust, die nicht dem ersten und zweiten Teil gleichzusetzen sind.“ (Vgl. Runo Fischer, „Goethes Faust“, S. 112–114.)

Den Mitteilungen Lessings stehen die brieflichen Zeugnisse zur Seite. So schreibt der Dichter am 8. Juli 1758 an Gleim: „Sie haben es erraten, Herr Namler und ich machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir alles werden geschrieben haben. Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doktor Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können.“ Dazu bemerkt Runo Fischer mit Humor: „Ich fürchte, Gleim wäre damals umsonst nach Berlin gekommen.“

Aus Hamburg schreibt Lessing am 21. September 1767 an seinen Bruder: „Ich bin willens, meinen Dr. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran. Da ich aber zu dieser Arbeit die clavicula Salomonis brauche, die ich mich erinnere Herrn Fl. gegeben zu haben, um sie gelegentlich zu verkaufen, so mache ihm mein

Kompliment mit dem Ersuchen, sie bei dem ersten Paket, das er an einen hiesigen Buchhändler sendet, mitzuschicken." (Wie Danzel Noels Lucifer, — sagt Borberger — so haben wir die clavicula Salomonis durchgearbeitet, aber für einen, der nicht selbst Dichter ist, ist es unmöglich zu bestimmen, welchen Gebrauch ein Dichter von diesem höchst prosaischen Zauberbuche gemacht haben würde, aus welchem auch Goethe seinen „Spruch der Biere“ nicht genommen hat.) Sachlich geht aus der brieflichen Notiz hervor, daß Lessings Faust 1758 nicht fertig sein konnte, da dieser 1767 „aus allen Kräften daran arbeitet“. „Und wäre einer der beiden Fauste fertig gewesen, warum hätte er diesen nicht im Winter 1767—68 in Hamburg sollen aufführen lassen? Ich schließe,“ sagt Runo Fischer, „daß in dem Zeitraum von 1758—1767 zwei Fauste projektiert waren, aber keiner vollendet.“ Ja, man kann dieses Stadium von 1755 bis 1770 ausdehnen.

So heißt es in einem Briefe Mendelssohns vom 19. November 1755: „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiel? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exclamation: ‚O Faustus! Faustus!‘ könnte das ganze Parterre lachen machen. Wieder ein Ratgeber, werden Sie sagen, der gar keinen Beruf dazu hat! Nun wohl! So lassen Sie es nur dabei. Ich will alsdann das Vergnügen haben, selbst mit dem Leipziger Parterre zu lachen und Sie bei jedem Gelächter sich entflammen zu sehen. Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig ist.“

Wahrscheinlich sollte Faust die bürgerliche Tragödie werden, in welcher Lessing statt des englischen Stoffes der 1755 entstandenen „Miß Sara Sampson“ einen national-deutschen und überdies sehr beliebten Stoff einführen könnte. „Das Ei,“ sagt Runo Fischer, „aus dem die Sara geschlüpft war, Lillo's Kaufmann von London und Richardsons Clarissa, hatte der Schalen zu viel in dem deutschen Trauerspiel zurückgelassen. Eine bürgerliche Tragödie von deutschem Schrot und Korn war ja die Aufgabe, von der Lessing in jenem siebzehnten Litteraturbriefe sprach und hinwies auf den Faust. Statt des Trauerspiels kam die echt deutsche Minna, ein Stück, welches Lessing selbst ein ‚Lustspiel‘ nannte. Endlich erschien das deutsch empfundene bürgerliche Trauerspiel, aber in italienischer Maske: Emilia Galotti! Der Faust kam nicht. Die Aufgabe einer rein deutschen, aus unserem Volksleben gegriffenen Tragödie hat Lessing im Faust vor Augen gehabt, aber nicht gelöst, wenigstens nicht vor unsern Augen.“

Warum lacht Mendelssohn? Weil er das Volksschauspiel *Faust*, welches er vielleicht gemeinsam mit Lessing in Berlin sah, wo es auf der Schuchschen Bühne am 14. Juni 1753 aufgeführt wurde, nur lächerlich fand. Was ist dem weisen Mendelssohn mit seiner Aufklärung und seinen dünnen, reinlichen Begriffen die Magie und der Magus der Volkssage mit seinen Teufelsbeschwörungen und dem grauenvollen Ende, welches ihm das Gericht des Himmels verkündet: „Faustus, Faustus, bereite dich zum Tode! Du bist angeklagt! Du bist gerichtet! Faustus, Faustus, du bist auf ewig verdammt!“ Ich höre förmlich, — so schließt Kuno Fischer scherzend, — wie der gute Mendelssohn, der sanfte Weise, nachdem er das Stück gesehen, in die Worte ausbricht: „Welcher Unsinn!“ Und nun will sein Freund Lessing einen tragischen *Faust* dichten! Welche Thorheit! „Liebster Lessing! Eine einzige Exclamation ‚O Faustus! Faustus!‘ könnte das ganze Parterre lachen machen.“

In einem Briefe an Lessing vom 4. Oktober 1768 mahnt Ebert den Dichter außer anderen litterarischen Schulden wegen des *Faust*. In einem zweiten Briefe Eberts vom 26. Januar 1769 heißt es: „Wo bleibt Dr. Faust?“ Am 7. Januar 1770 berührt er abermals den *Faust*. Auf Eberts ersten Brief antwortet Lessing am 18. Oktober 1768: „Sie sehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftstellerenthusiasmus befinden mag. Meine Antwort also auf Ihre freundschaftlichen Exequierungen können Sie erraten. Zum Henker mit alle dem Bettel!“ Auf Mendelssohns Frage aber hatte Lessing gar nicht geantwortet.

Aus allem geht hervor, daß Lessing in der Zeit von 1755 bis 1770 zwei Entwürfe des *Faust* gemacht, aber keinen ausgeführt hatte, daß er „in beiden eine national-deutsche Tragödie bezweckte, die im ersten dem Volksschauspiel näher stand als im zweiten, worin die Rolle des Verführers weniger diabolisch als dämonisch-menschlich, weniger als Widersacher denn als Werkzeug Gottes gedacht war.“

Was Lessings Thätigkeit am *Faust* während seines Aufenthaltes in Breslau betrifft, in dessen Ende die erwähnten Kollektaneen zum Teil fallen, so berichtet Dr. Klose, daß der Dichter bisweilen an seinen *Faust* gedacht und einige Szenen aus Noëls *Lucifer* dazu habe benutzen wollen, während einer der Freunde Lessings in Breslau zwölf Bogen vom *Faust* gelesen haben will.

In Wien erkundigte sich der Staatsrat von Gebler, ein Verehrer Lessings, bei diesem selbst nach dem *Faust* und schrieb darüber am 9. Dezember 1775 an Nicolai: „Ich wünsche, daß Ihre Hoff-

nung wegen der Erscheinung des Lessingschen Faust zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber zu wenig gegen das Publikum freigebige Freund auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Sūjet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand." Nun aber müßten damals die Lessingschen Faustdichtungen schon zu den verlorenen Manuskripten gehört haben, wenn sie sich in der Kiste befunden hätten, die Lessing im März 1775 von Dresden an den damals während der Ostermesse in Leipzig verweilenden Braunschweiger Buchhändler Gebler geschickt hatte, um sie durch diesen nach Wolfenbüttel expedieren zu lassen, die aber verloren ging und trotz aller Nachforschungen und eines öffentlichen Aufrufes von Karl Lessing an den Finder in der Vorrede zu Lessings vermischten Schriften (1784) verloren blieb. Mit Recht wirft Kuno Fischer die Frage auf, warum Lessing so wichtige Handschriften, unter denen auch sämtliche Faustmanuskripte gewesen sein sollen, von Wolfenbüttel über Leipzig und Berlin nach Dresden schleppte, um sie von Dresden über Leipzig nach Wolfenbüttel zurückwandern zu lassen! Blankenburg, der wie andere die feste Ueberzeugung hat, daß auf diese Weise Lessings Faust verloren gegangen ist, weiß jedoch nichts Genaueres, irrt sich im Adressaten, den er als einen Kaufmann Lessing bezeichnet u. a. Auch Lessings Bruder berichtet Widersprechendes, er glaubt, die Kiste sei erst von Wien, wohin Lessing von Dresden aus gereist war, nach Leipzig geschickt worden. Denn so viel steht nach des Dichters eigener Aussage fest, daß die Kiste von Dresden nach Leipzig an den Buchhändler Gebler geschickt wurde. „Aber die Frage ist: ob die Handschriften des Faust wirklich darin waren?“

In der Vorrede zum „Theatralischen Nachlaß“ (1786) sagt Karl Lessing: „Mir ist es nicht anders, als daß mein Bruder mir selbst gesagt, mit dem Verluste dieser Kiste sei auch alles, was er über den Faust gearbeitet, verloren gegangen.“ Kann nun eine Wendung „mir ist, als ob“ nicht als Zeugnis gelten, so widerspricht jene Bemerkung geradezu einem Briefe Lessings selbst vom 16. Juni 1776 aus Braunschweig: „Die traurige Geschichte mit meiner Kiste aus Dresden hatte ich schon von dem hiesigen Buchhändler Gebler vernommen. Allem Anscheine nach ist sie verloren, und mit ihr zugleich eine Menge Dinge, die mir unerseklich sind. — — Was macht Voss der Vater? Ich bin sehr bekümmert um ihn, und der Verlust der Kiste ist mir um seinetwillen vorzüg-

sich unangenehm. Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wiederherstellen kann. Auch war meine fast völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs darin. Nicht zu gedenken eines Manuskripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden kollationieren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren."

Es muß auffallen, daß Lessing bei der genauen Angabe des Inhaltes der Kiste kein Wort von seinen Faustmanuskripten sagt, an denen der Mitwelt am meisten gelegen war. Demnach waren sie ihm entweder vollkommen gleichgültig, oder sie hatten sich nicht in jener Kiste befunden. Da sie aber verloren sind, so handelt es sich um eine andere Erklärung des Verlustes. Runo Fischer gibt sie: „Ich bin sehr geneigt, anzunehmen, daß Lessing seine unvollendeten Arbeiten über den Faust selbst vernichtet hat, da er sah, daß ihm die Lösung seiner Aufgabe nicht gelingen wollte; er war auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen (Goethe hatte ganz dieselbe Erfahrung gemacht), das alte Volksschauspiel mit seinem Höllenapparat wollte sich nicht in die Form eines bürgerlichen Trauerspiels auflösen lassen, und wiederum paßte die tragische Anlage des Stückes, die Lessing festhalten mußte, nicht zu der höheren Idee, die er ohne Zweifel der Volks Sage gab und als Schluß im Sinne hatte. Er ließ die Arbeit liegen, er war darin stecken geblieben, und sie war ihm verleidet, denn das Steckenbleiben war nicht seine Sache. Er setzt den Anfragen nach dem Faust ein unheimliches Schweigen entgegen, welches mir unwillkürlich den Eindruck macht: der Faust lebt nicht mehr. Auch jene Worte an Ebert: „Meine Antwort auf Ihre freundschaftlichen Exequierungen können Sie erraten: zum Henker mit alle dem Bettel!“ klingen wie eine Verurteilung.“

Was Lessing für den Faust unbenutzt ließ, verwendete er in seiner Tragödie „Emilia Galotti“. In ihr löste er die Aufgabe seiner zweiten Bearbeitung des Faust, die menschliche Wahrheit in dem Charakter des Verführers, den Teufel als menschlichen Dämon darzustellen. Mit Recht hat man in diesem Sinne Marinelli oft eine Art Mephistopheles genannt, der in der That der unvergleichliche Typus eines menschlichen Teufels ist. „Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen!“ ruft am Schlusse der Tragödie der Prinz aus.

Auch das letzte Stück Sagen Geschichte, nach welchem Lessing mit der Veröffentlichung seines Faust habe warten wollen, bis die Faustdichtungen erschienen seien, deren viele damals in der Luft

schwirren, verschwindet vor Runo Fischers scharfer Analyse jenes Wirrwarrs widersprechender Berichte. „Als ob Lessing den andern etwas hätte abgucken oder gar der Mann sein wollen, der nach dem Sprichwort zuletzt lacht!“ Denn Blankenburgs Aussage „Lessings Faust war meines Wissens fertig“ ist ebenso unbestimmt wie unrichtig, da wir wissen, daß Lessing nicht fertig war. Nur vom Hörensagen weiß Blankenburg das, was dann als Thatsache galt: „Lessing unternahm die Umarbeitung, vielleicht auch nur die Vollendung seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren.“ Das „vielleicht“ tritt dabei als Widerspruch der obigen Aussage auf, daß Lessing fertig war! Nun existierte damals kein Faust; und von Goethes Faust wußte Lessing vor 1775 sicherlich nichts. Dennoch soll er, wie Engel in Berlin dem Wiener Hofschauspieler Müller erzählt, geäußert haben: „Meinen Faust holt der Teufel, ich will Goethes seinen holen!“ Engel deutete diese Parole in dem Sinne, daß Lessing Goethes Faust habe überbieten wollen, während sie offenbar sagt, daß Lessing sich um seinen Faust nicht weiter kümmern, dem Goetheschen aber kritisch gegenüber treten will. „Ich weiß nicht,“ schließt Runo Fischer schalkhaft, „ob Engel zu den Kistengläubigen gehörte. Aber er wußte ja, denn die Welt hat es von ihm und Blankenburg erfahren, daß den Lessingschen Faust der Teufel nicht holt. Wie also konnte er jene Aeußerung, wenn sie Lessing wirklich gethan hat, ernsthaft nehmen? Er hätte in dem Worte ‚meinen Faust holt der Teufel!‘ einen ganz anderen Sinn wittern sollen. Und was hat Lessing der Kritiker nicht alles geholt! Ich höre in dem Worte ‚ich will Goethes seinen holen!‘ nicht den Dichter drohen, sondern den Kritiker.“

Nach Lessings Tod erschien das Schreiben des Hauptmanns von Blankenburg in Leipzig vom 17. Mai 1784 „über Lessings verloren gegangenen Faust“ und ein Brief des Professors Engel in Berlin an den Bruder des Dichters, der ihn 1786 im Theatralischen Nachlaß veröffentlichte. Blankenburgs Skizze analysiert nicht ein Stück, sondern nur einen Plan. „Hier kann ich keinen bestimmten Punkt angeben,“ heißt es statt einer Mitteilung über den Inhalt der Akte.

Engels Bericht, der geschickter ist, scheint nicht auf Kenntnis einer Handschrift, sondern auf mündlichen Schilderungen des Dichters zu beruhen. Beide gehen nicht weit über das Vorspiel hinaus. Sie sagen nur insofern mehr als der Lessingsche Entwurf, als darin die Hölle nicht siegt, sondern durch ein Phantom getäuscht wird. „In dieser Idee,“ sagt Runo Fischer, „liegt die Erhöhung

und Umbichtung des Faustmythus, die Goethe aufnahm und zum Thema seiner zweiten Faustdichtung machte; es war elf Jahre nach der Herausgabe von Lessings Entwurf und Engels Bericht. Ich zweifle nicht, daß Goethe seinen großen Vorgänger auch an dieser Stelle gekannt und vor Augen gehabt hat, obgleich kein Zeugnis darüber vorliegt, daß Lessings Prolog auf den Goetheschen eingewirkt."

Die Idee des Lessingschen Faust liegt darin, daß Faust gerettet wird. Faust wird durch seine zu große Wißbegierde ins Verderben gestürzt, ein Moment, welches der Volksfage fern liegt, aber des Dichters ganzer Individualität entspricht. Aus dem Gegensatz der Wißbegierde und des Dämons der Sünde sollte kein Triumph des Bösen werden: der Faust, den die Teufel verführen und erbeuten, ist nicht der wahre, echte, nach Wahrheit ringende Faust, sondern dessen Schatten und Scheinbild, nur ein Phantom. „Die ganze diabolische Tragödie wird zur Phantasmagorie, die der wahre Faust wie in einer Betäubung, in einem Traume erlebt. Dieser abenteuerliche, den Weltbegierden hingeebene und in den Abgrund getriebene Lebensgang ist ‚das Leben ein Traum‘, angewendet auf den Faust!“ Ein solcher Faust aber handelt nicht, kann mithin nicht der Gegenstand einer Tragödie werden: die Anlage einer solchen mußte der Dichter aufgeben und an eine „lebendige, aktive Fausttragödie“ denken.

„Es ist eine höchst interessante und bedeutungsvolle Thatsache,“ so schließt Runo Fischer seine geistvolle Studie ab, „daß auch Goethes Faust in zwei verschiedene Dichtungen zerfällt, deren erste aus demselben Grundgedanken entspringt, den Lessing bei seiner zweiten hatte, und deren zweite denselben Grundgedanken ergreift, von dem Lessing in seiner ersten ausging.“ In seinem Werke über „Goethes Faust“ (Cotta, 1878) sagt er resumierend: „Als Lessing auf den Faust hinwies, war Goethe ein Knabe von zehn Jahren; ein Jahrzehnt später, und der Zeitpunkt ist nahe, wo in ihm der Gedanke der Faustdichtung zu gähren beginnt. Wir sehen voraus, wohin der neue Zug, der schon die umzugestaltende Sage ergriffen hat, das Gedicht treiben wird. Genes Wort muß erfüllt werden, das bei Lessing die himmlische Stimme den Teufeln zuruft: Ihr sollt nicht siegen! Am Schluß des Goetheschen Gedichts triumphieren die Engel, die den unsterblichen Faust emportragen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen!
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

So steht es fest im Prologe des Goetheschen Faust nach dem Wort des Herrn, als er den Faust, seinen Knecht, der Versuchung des Satans preisgibt:

Nun gut, er sei dir überlassen!
 Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab
 Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
 Auf deinem Wege mit herab,
 Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
 Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
 Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Endlich stellen wir einige Notizen zusammen, die auf die der alten Volksdichtung entlehnten Motive des Lessingschen Faustfragmentes hinweisen. So erzählt das Volksbuch über Faust (Simrock, Deutsche Volksbücher, IV. S. 83 f.): „Als sie alle (bei einer ‚Gasterei‘, die Faust in seinem ‚Lofament‘, so er nicht weit vom großen Collegio zu Erfurt bei St. Michael hatte, veranstaltete) beisammen waren, bat er, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen; er wolle bald den Tisch beschicken und decken lassen, klopfte demnach mit einem Messer auf den Tisch: da kam einer zur Stube hereingetreten, als wenn er sein Diener wäre, und sprach: ‚Herr, was begehrt Ihr?‘ Doktor Faustus fragte: ‚Wie behend bist du?‘ Er antwortete: ‚Wie ein Pfeil.‘ ‚O nein,‘ sprach Faustus, ‚du dienst mir nicht, geh wieder hin, wo du hergekommen bist!‘ Ueber eine kleine Weile schlug er wieder mit dem Messer auf den Tisch: da kam ein anderer Diener herein und fragte, was sein Begehren wäre. Zu dem sprach Faustus: ‚Wie schnell bist du?‘ Er antwortete: ‚Wie der Wind.‘ ‚Es ist wohl etwas,‘ sagte Faustus, ‚aber du bist ißt auch nicht zu brauchen; geh hin, wo du hergekommen bist!‘ Es verging wieder ein Kleines, da klopfte Doktor Faustus zum drittenmal auf den Tisch: da kam wieder einer eingetreten, der sah gar sauer ins Feld und sprach: ‚Was soll ich?‘ Der Doktor fragte: ‚Sage mir, wie schnell du bist, dann sollst du hören, was du sollst!‘ Er sprach: ‚Ich bin so geschwind als die Gedanken des Menschen.‘ ‚Nun recht,‘ sprach Faustus, ‚du wirst's thun,‘ stund auf und ging mit ihm vor die Stube, sandte aus und befahl ihm, was er für Essen und Trinken holen und ihm zubringen sollte, damit er seine lieben Gäste zum besten traktieren könnte.“ Diese Begebenheit ist auch als Szene in mehreren Puppenspielen von Dr. Faust verwertet worden, wie wir schon aus folgender von Danzel der Frau Professor Gottsched zugeschriebenen Kritik ersehen. Sie steht in den „Briefen über die Einführung des engländischen Geschmacks in Schauspielen“, wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die

neueste Litteratur betreffend, geantwortet wird, und lautet (Danzel, Lessing, I. S. 455): „Ihr Freund [Lessing] teilt uns einen Auftritt aus dem Faust mit, um unsere engländische Denkungsart ganz außer Streit zu setzen. Es kommt mir beinahe ebenso vor, als wenn man ehemals die Sibyllen von Sachen, die vor einigen Jahrhunderten geschehen, prophezeien ließ. Ohnfehlbar begeht Herr Niemand [Lessing] hier auch einen heiligen Betrug. Doch wenn ich mich irren sollte, so ist es ewig schade, daß man den guten Doktor Faust auch nicht schon vor 20 Jahren aus dieser herrlichen Ausgabe gehabt. . . Ich habe den Doktor Faust wohl auch spielen sehen, doch da war freilich alles weit anders: Faust predigte weder, noch spottete er, und kein Teufel drohte. Ueberhaupt ging alles sehr kurz zu, wie bei Staatsvisiten gewöhnlich. Faust machte seine Verschwörungen und forderte einen Geist zu seiner Bedienung. Es erschien einer; Faust fragte, wie schnell er wäre. ‚Wie der Wind,‘ antwortete ihm der. Er citierte einen andern und wiederholte seine Frage: ‚Wie schnell bist du?‘ ‚Wie der Blitz.‘ Auch der ist ihm nicht schnell genug und muß abtreten wie der erste. Ein dritter erschien. ‚Wie schnell bist du?‘ hieß es wieder. ‚Wie der Menschen Gedanken.‘ Und das schien meinem Doktor Faust schnell genug. Der neue Faust läßt sieben Teufel auf einmal kommen, um die Assemblée ansehnlicher und, weil es Teufel sind, tragischer zu machen, zugleich aber das wichtige Nein! und das Bin ich, und Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind, anbringen zu können. . . Dort gehen die Teufel wieder, wenn sie nichts mehr auf der Bühne zu thun hatten. Hier müssen sie warten, damit sie der wichtige Faust kann Schnecken des Orkus nennen. Jener weniger subtile Faust hält den Teufel für den schnellsten oder wenigstens für den brauchbarsten für ihn, der so schnell ist wie seine Gedanken, der alles ins Werk setzen kann, sobald er es wünscht. Dieser aber macht sich darüber einen Skrupel, daß die Gedanken der Menschen nicht immer schnell sind. Mit was für Rechte, sehe ich nicht ein.“ Und am Schluß: „Was sagen Sie zu dieser Szene?“ Antwort in einer Anmerkung: „daß Faust und die Teufel einander zum Trutz wichtig sind und unter diesem ewigen Wiß das wahrhaft Große ersticken; daß solche ganz epigrammatisch und ganz unnatürlich ist, und daß, wenn dieses englisch ist, man nicht Unrecht thäte, wenn man mit in die Litanei setzte: Vor dem englischen Geschmacl. Daß ich aber auch weiß, daß die Engländer lange nicht so englisch denken als der Verfasser dieser Szene mitten in Deutschland.“ —

In dem Stücke, wie es Sommer noch 1844 in Berlin auf-

führen sehen, erscheint Mephistopheles, der so schnell ist wie die Gedanken der Menschen, als der schnellste unter den Teufeln.“ (Danzel, Lessing.) In der Simrock'schen Bearbeitung des Puppenspiels ist es die 1. Szene des 2. Aufzugs und lautet (Volksbücher, IV. S. 169 f.):

Faust. Nun will ich die Geister beschwören. (Er bewegt den Stab und murmelt unverständliche Worte. Eine Menge Geister erscheint in behaarter Affengestalt.) Da sind ihrer ja gleich genug. Aber welchen wähl' ich? Ich muß den Grad ihrer Geschwindigkeit erforschen. Du da, mit den weißen Hörnern, gib Antwort! Wie heißest du?

Erster Geist. Bizlipuzli.

Faust. Sag an, wie geschwind du bist!

Bizlipuzli. Wie die Schneck im Sande.

Faust. Ha! um so schnell zu sein, brauche ich keine Geister. Zurück, wo du hergekommen bist! Apage male spiritus! Der nächste! Wie heißest du?

Zweiter Geist. Polumor.

Faust. Laß hören, wie geschwind du bist!

Polumor. Wie das Laub, das von den Bäumen fällt.

Faust. So geschwind wär' ich zur Not auch noch. Zurück, wo du hergekommen bist! Apage male spiritus! Der folgende! Wie heißest du?

Dritter Geist. Asmodeus.

Faust. Der kann der rechte sein. Wie geschwind bist du?

Asmodeus. Wie der Bach, der sich vom Felsen stürzt.

Faust. So bist du nicht geschwind genug. Zurück! Apage male spiritus! Vivat sequens! Wie heißest du?

Vierter Geist. Astarot.

Faust. Si nomen et omen. Wie geschwind bist du?

Astarot. Wie der Vogel in der Luft.

Faust. Das geht wohl an, muß aber noch besser kommen. Apage male spiritus! Die Reih' ist an dir, Kottkopf. Wie heißest du?

Fünfter Geist. Auerhahn.

Faust. Wie geschwind bist du?

Auerhahn. Wie die Kugel aus dem Rohr.

Faust. Immer besser, thut's aber noch nicht. Apage male spiritus! Wie heißest du denn, Blaufuß?

Sechster Geist. Haribax.

Faust. Wie geschwind bist du?

Haribax. Wie der Wind.

Faust. Geschwind wie der Wind? Eine schöne Geschwindig-

keit, doch mir zu langsam. Apage male spiritus! Nun sind noch zwei übrig. Wie heißest du denn, Kaminfeger?

Siebenter Geist. Megära.

Faust. Wie geschwind bist du?

Megära. Wie die Pest.

Faust. So ist die Pest geschwinder als der Wind? Aber der nächste muß ihm noch darüber sein. Apage pessime spiritus! Wie heißest du denn, Ultimus?

Achter Geist. Mephistopheles.

Faust. Und wie geschwind bist du?

Mephistopheles. Wie der Gedanke des Menschen.

Faust. Du bist mein Mann. Wie der Gedanke des Menschen? Was kann ich mehr verlangen, als daß meine Gedanken erfüllt werden, sobald ich sie denke? Weiter bringt es Gott selbst nicht. Eritis sicut deus. — Willst du mir dienen?

Mephistopheles. Wenn es Pluto erlaubt.

Vorberger weist noch auf die Szene in dem Bonneschky'schen Texte, welcher 1850 in Leipzig unter dem Titel: „Das Puppenspiel vom Doktor Faust“ herausgegeben wurde, S. 10—12, und auf Oskar Schades Text mit der erschöpfenden Anmerkung im Weimari'schen Jahrbuch, V. S. 280, hin.

Zu den Momenten der Verführung eines Heiligen nach dem Vorpiel des Lessing'schen Entwurfes citiert Vorberger eine bekannte Erzählung aus dem Mittelalter. K. Lessing berichtet uns in „Lessing's Leben“, Th. I. S. 244 (nach Klofe, über den Breslauer Aufenthalt): „Ihm waren Erzählungen von dem Gehalt, wie in der Sammlung Gesta Romanorum, ingleichen Schimpf und Ernst [von Pauli], mehrere stehen, sehr willkommen; er äußerte dabei öfters den Wunsch, daß sich ein Gelehrter finden möchte, der ihre Entstehung und weitere Fortpflanzung kritisch untersuchte.“ Bei Pauli lautet die Geschichte (Ausgabe von 1597, Bl. 181 a—182 b): „Zu Grünigen saß ein sehr reicher Mann, der hat ein einigen erwachsenen wohlgelehrten Sohn und ein Tochter. Demselben Sohn kam in seine Gedanken ein Einsidel zu werden und dardurch in Himmel zu kommen, dasselb kunnt ihm weder Vater, Schwester noch Freund erleiden. Gehet von sein Vater, Schwester, Haus und Hof und allem Reichthumb, auf anderehalb Meil von der Stadt in ein Eichen-Wald und macht ihm selb allda ein Hütten, darin er (verscheiden von der Welt) Mut hat Gott zu dienen. Sein Speis und Trank bettlet er in den nächsten umbliegenden Flecken und Dörfern, und führet also ein strenges Leben mit Beten, Fasten und Arbeiten an den gemeinen Wegen, da verwarf er die Karrenleisen, trug in die tiefen Löcher

Holz und Stein und füllet's aus, bessert also die gemeine Straffen weit und breit; das trieb er wohl zehen Jahr lang. Auf ein Zeit kam ihm für im Traum zu Nacht, da er an seinem Bett lag und schlief, ein Stimm sprechende: ‚Der Herr hat mich zu dir geschickt, daß ich dir soll verkünden diese Wort. Unter diesen dreien Lastern mußt du eins vollbringen, welches du dir erwählen wirst, nemblich, ein mal dich voll trinken, oder einmal in Unkeuschheit leben, oder ein Todschlag thun, deren eins will der Herr von dir haben.‘ Und in dem verschwand die Stimm wider. Der Einsidel erwachet ob der Stimm und erschraek sehr übel, gedacht ihm nach und sprach zu ihm selber: Soll und muß ich eins aus diesen dreien Lastern erwählen, das wirt mir schwer sein, denn ich mein Lebtag nie keins im Sinn habe gehabt, geschweigen erst thun. Und doch treib ihn sein Gewissen Tag und Nacht, fru und spat, daß er des Herrn Befelch vollbrächte, wie er meineth. Nach langem Eifer und Nachtrachten, doch ungern, erwählt er ihm die Trunkenheit, vermeinet, dieselbige wär die geringste. Auf ein Zeit schreib er seiner Schwester gen Grüningen einen Brief, die in großen Ehren und Reichthumb saß, sie sollte doch einmal zu ihm kommen und mit ihr bringen ein Fläschen voller Wein und sich mit ihm noch einmal ersprachen, als denn wölle er sich aller Freundschaft der ganzen Welt entziehen und sich dem Herrn gar ergeben. Welchs so es die Schwester im Schreiben vermerkt, begehret sie das mit ganzem Fleiß zu vollbringen, denn sie und alle Menschen hielten ihn für einen heiligen Mann. Und gehet zu ihm hinaus an einem Feiertag, wol geladen mit Wein und Brot und anderem Gewürz sich mit ihrem Bruder allein zu ergehen. Als sie zu ihm kam, wurden sie beide von Herzen froh, und er empfieng die Schwester in aller Zucht und Ehren. Sizen also zusammen und ersprachen sich mit einander. Er fragt sie, wie es dem Vater gehe, auch was Mannes und wie viel sie Kinder habe. Die Schwester berichtet ihn aller Dingen, und in dem Schwätzen schmeichlet sie ihm immerdar die Fläschen, auf daß sie ihn möcht fröhlich machen. Bei langem wirt der Bruder voll, denn er hatte des Trinkens nicht gewohnet, sagte sich auch näher zu der Schwester und greif sie etwan an. Die Schwester achtet es nicht, denn sie gewann ein Freud darab, daß ihr Bruder so fröhlich war, trauet ihm auf nichts böses. Doch bei langem wirdt der Bruder gar entzündet und schändet die Schwester mit Gewalt. Nach der That gedachte er, Es wirdt von mir auskommen, so ich sie laß wider heim gehen, gehet hin und ermördt sie gar. Also vollbringet er diese Laster alle drei, vermeinet, er hätte das ringest erwählet. O Trunkenheit, was stifest du? Du bist nit das ringfügigst Laster unter allen

andern Lastern.“ Die Legende läßt diesen unfreiwilligen Sünder Buße thun und zum Papste erwählt werden. Boyberger citiert dazu Pamphilus Gengenbach, herausgeg. von Goedeke, S. 521:

„Dann, Wein, du hast viel Wunders than:
Ein heiliger Papst, der hieß Urban,
Dem thätst du auch ein Schafernack:
Er hatt' dich trunken auf ein Tag,
Daß er drei Sünd' darin erkos;
Aber Gotts Barmherzigkeit was so groß,
Daß er ihm gab die Hulde sein.“

ebenso Menzel, „Deutsche Dichtung“, II. S. 157; Wickram, „Kollwagenbüchlein“, herausgeg. von Kurz, S. 129, 213.

In Betreff dieser ganzen Lessingschen Szene sagt Dünker (Lessing als Dramatiker, S. 196): „Dem Dichter schwebte hierbei die Legende vom Bischof Fundanus vor in den Pia hilaria des Jesuiten Angelinus Gazäus, wo ein Jude in der Mitternacht die Teufel in ähnlicher Weise in den Ruinen eines Marstempels auf dem Wege nach Rom sitzen sieht, welche dem Lucifer ihre Thaten berichten, und einer von ihnen erzählt, wie er den Bischof Fundanus verführt habe.“ Damit ist noch das volkstümliche Gedicht von „Bruder Raufsch“, einem Teufel, zu vergleichen, der sich in ein Kloster als Mönch eingeschlichen und den Abt samt allen Mönchen verführt hatte. Ein Bauer belauscht die Zusammenkunft der Teufel (Simrock, „Deutsche Volksbücher“, VI. S. 403 f.):

„Ein großes Wunder da geschah:
Der Bauer aus dem Baume sah,
Daß auf den Baum geflogen war
Der Teufelfürst mit seiner Schar.
Ihrer aller Meister rief mit Kraft:
„Was hast du, Beelzebock, geschafft?“
Da sprach er: „Herr, vernehmt nur eben:
Ein Bruder nahm dem andern das Leben.
Das geschah heut Morgen in der Früh;
Gar fleißig half ich auch dazu.“
Er sprach: „Du hast gar wohl gethan,
Sollst großen Lohn dafür empfahn.“
Da rief er einem, hieß Spocras,
Der auch im Kreis der Teufel saß.
Der sprach: „Ich hab' ein Ding erdacht,
Fürsten und Herren zusammen gebracht
Und hab' ihnen geblasen in die Ohren,
Bis sie sind worden gar zu Thoren.
Gezogen sind sie jetzt zum Streit
Auf eine schöne Heide breit.“

Da wird heut Mancher tot geschlagen,
 Und seine Seele muß verzagen.
 Lucifer sprach: „Du thatest recht,
 Du bist mir ein getreuer Knecht.“
 Da kam einer, den hieß man Würfel,
 Der sprach da: „Ich fahr' in die Würfel,
 Aus dem Quater mach' ich ein Daus,
 Da kommt viel Mord und Totschlag aus.
 Und haben sie das Geld verspielt,
 Einer dann oft dem Andern stiehlt.
 Auch hab' ich Zank erregt und Streit
 Zwischen dem Mann und seinem Weib.
 Das Weib ermordete den Mann;
 Dazu ich allezeit helfen kann.“
 Da kam auch einer, hieß Taubennöck,
 Der sprach: „Ich schuf das allerböst““ 2c.

Als dann Kausch angeflogen kommt und seine Schandthaten im Kloster erzählt, meldet es der Bauer dem Abt und rettet so das Kloster vom Verderben.

Die vor einigen Jahren nicht ohne Beifall verbreitete Kunde von einem wiederaufgefundenen und vollendeten Lessingschen Faust hat Runo Fischer mit schlagenden Gründen auf ihre Richtigkeit zurückgeführt. Er zergliedert mit Wit und Sarkasmus jenen „litterarischen Findling“ in „Nord und Süd“ (Deutsche Monatschrift) Bd. I, Heft 2, Seite 262—283.

Blankenburgs und Engels Berichte haben wir nicht in unseren Lessing-Text aufgenommen wie andere Herausgeber, sondern lassen sie hier folgen, da sie nur litterarhistorisches Material sind.

Schreiben über Lessings verloren gegangenen Faust.

Von Hauptmann Blankenburg.

(Aus „Litteratur und Völkertunde. Ein periodisches Werk.“ Von Archenholz. Fünfter Band, Julius 1784, S. 82.)

„Sie wünschen, mein teuerster Freund, eine Nachricht von dem verloren gegangenen Faust des verstorbenen Lessings zu erhalten; was ich davon weiß, teile ich Ihnen um desto lieber mit, da mit meinem Willen nicht eine Zeile, nicht eine Idee dieses großen und immer noch nicht genug gekanntem, ja oft sogar mutwillig verkannten Mannes verloren gehen sollte. Verloren, gänzlich verloren könnte zwar vielleicht sein Faust nicht sein; — und zu fürchten ist denn auch nicht, daß, wenn ein anderer mit dieser Feder sich sollte schmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde; denn was man von den Versen des Homers und den Ideen des Shakespeares sagt, gilt mit ebensovielem Rechte von den

Arbeiten Lessings, und der verloren gegangene Faust gehört zu diesen; aber wer weiß, wenn und wie und ob das Publikum jemals etwas von diesem Werke zu Gesichte bekommt? Und so teilen Sie ihm denn einstweilen mit, was ich weiß.

„Daß Lessing vor vielen Jahren schon an einem Faust gearbeitet hatte, wissen wir aus den Litteraturbriefen. Aber soviel mir bekannt ist, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren, und sein Werk war meines Wissens fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen Fauste gewartet habe. — Er hatte es bei sich, da er von Wolfenbüttel eine Reise nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Kästchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieses Kästchen einem seiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Hrn. Lessing, einlieferte, und dieser sollte es dann weiter nach Wolfenbüttel besorgen. Aber das Kästchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geschickt werden sollte, erkundigte sich sorgfältig, schrieb selbst deswegen an Lessing u. s. w. Aber das Kästchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es geraten, oder wo es noch versteckt ist! — Es sei, wo es wolle, hier ist mindestens das Skelett von seinem Faust!

„Die Szene eröffnet sich mit einer Konferenz der höllischen Geister, in welcher die Subalternen dem obersten der Teufel Rechenschaft von ihren auf der Erde unternommen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann wie Lessing von diesem Stoffe zu machen weiß! — Der letztere, welcher von den Unterteufeln erscheint, berichtet, daß er wenigstens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beizukommen sei; er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit; in der nähern Untersuchung dieser Nachricht wird Fausts Charakter immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen seinen Trieben und Neigungen antwortet endlich der Geist: ‚Er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung: einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntniss.‘ — ‚Ha!‘ ruft der oberste der Teufel aus, ‚dann ist er mein, und auf immer mein, und sicherer mein als bei jeder anderen Leidenschaft!‘ — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was alles in dieser Idee liegt; vielleicht wäre sie ein wenig zu bössartig, wenn die Auflösung des Stückes nicht die Menschheit beruhigte. Aber urteilen Sie selbst, wie viel dramatisches Interesse dadurch in das Stück gebracht, wie sehr der Leser bis zur Angst

beunruhigt werden müssen. — Nun erhält Mephistopheles Auftrag und Anweisung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Faust zu fangen; in den folgenden Akten beginnt — und vollendet er, dem Scheine nach, sein Werk; hier kann ich Ihnen keinen bestimmten Punkt angeben; aber die Größe, der Reichtum des Feldes, besonders für einen Mann wie Lessing, ist unübersehlich. — — Genug, die höllischen Heerscharen glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; sie stimmen im fünften Akte Triumphlieder an — wie eine Erscheinung aus der Oberwelt sie auf die unerwartetste und doch natürlichste und doch für jeden beruhigendste Art unterbricht: 'Triumphiert nicht,' ruft ihnen der Engel zu, 'ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.' —

„So wenig, mein teuerster Freund, dies auch, was ich Ihnen mitteilen kann, immer ist, so sehr verdient es meines Bedünkens denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! — 2c. Leipzig, am 14. Mai 1784.“

J. J. Engel an Karl Lessing.

Aus dem „Theatralischen Nachlaß“, II. S. 189—197.

„Es ist ganz wahr, liebster Freund, daß Ihr seliger vortrefflicher Bruder mir verschiedene seiner Ideen zu theatralischen Stücken mitgeteilt hat. Aber das ist nun schon so lange her; die Pläne selbst waren so wenig ausgeführt oder wurden mir doch so unvollständig erzählt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtnis davon zusammenfinde, was des Niederschreibens, geschweige denn des öffentlichen Bekanntmachens wert wäre. Von seinem Faust indessen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieses und jenes; wenigstens erinnere ich mich im allgemeinen der Anlage der ersten Szene und der letzten Hauptwendung derselben.

„Das Theater stellt in dieser Szene eine zerstörte gotische Kirche vor, mit einem Hauptaltar und sechs Nebenaltären. Zerstörung der Werke Gottes ist Satans Wollust: Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, sind seine Lieblingswohnung. Eben hier also ist der Versammlungsort der höllischen Geister zu ihren Beratschlagungen. Satan selbst hat seinen Sitz auf dem Hauptaltar, auf die Nebenaltäre sind die übrigen Teufel zerstreut. Alle aber bleiben dem Auge unsichtbar, nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fordert Rechenschaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben, ist mit diesen zufrieden,

mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, dessen ich mich aus dieser Szene erinnere, so einzeln und abgerissen, ohne alle Wirkung sein würde, so wage ich's, die Lücken dazwischen zu füllen und die ganze Szene hierherzuwerfen. —

Satan. Rede, du Erster! Gib uns Bericht, was du gethan hast!

Erster Teufel. Satan! Ich sah eine Wolke am Himmel, die trug Zerstörung in ihrem Schoß: da schwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr schwärzestes Dunkel und trieb sie und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bei seinem Weibe im ersten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und schüttete all ihre Blut auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporschlug und alle Habe des Elenden ihr Raub ward. — Das war alles, was ich vermochte, Satan. Denn ihn selbst, seine jammernden Kinder, sein Weib, die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den sah, — entfloß ich.

Satan. Elender! Feiger! — und du sagst, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erster Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Ist ist er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das ist er auf ewig. Nimm dem Reichen sein Gold, daß er verzweifle, und schütt' es auf den Herd des Armen, daß es sein Herz verführe: dann haben wir zwiefachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur desto fester an Gott. — — Rede, du Zweiter! gib uns bessern Bericht!

Zweiter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und suchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da schallten, indem ich dem Ufer zuslog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niedersah, fand ich eine Flotte mit Wucherern segeln. Schnell wühl't ich mich mit dem Orkan in die Tiefe, kletterte an der schäumenden Woge wieder gen Himmel — —

Satan. Und ersäufte sie in der Flut?

Zweiter Teufel. Daß nicht einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich, und alle Seelen, die sie trug, sind nun dein.

Satan. Verräter! diese waren schon mein. Aber sie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küsten geraubt, geschändet, gemordet; hätten neue Reize zu Sünden von Weltteil zu Weltteil geführt: und das alles — das ist nun hin und verloren! — O, du sollst mir zurück in die Hölle, Teufel; du zerstörst nur mein Reich. — Rede, du Dritter! Fuhrst auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geist nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten ist Wollust.

Satan. Da bist du nur um so schrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich sah eine Buhlerin schlummern; die wälzte sich, halb träumend, halb wachend in ihren Begierden, und ich schlich hin an ihr Lager. Aufmerksam lauscht' ich auf jeden Zug ihres Atems, horcht' ihr in die Seele auf jede wollüstige Phantasie; und endlich — da erhascht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Busen am höchsten schwellte. Aus diesem Bilde schuf ich mir eine Gestalt, eine schlanke, nervigte, blühende Jünglingsgestalt: und in der — —

Satan (schnell). Raubtest du einem Mädchen die Unschuld?

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den ersten Kuß. Weiter trieb ich sie nicht. — Aber sei gewiß! Ich hab' ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht; die gibt sie dem ersten Verführer preis, und diesem spart' ich die Sünde. Ist dann erst sie verführt — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn sie wird wieder verführen. — Ha, gut! In deiner That ist doch Absicht. — Da lernt, ihr Ersten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt stiftet! Dieser hier stiftet Verderben in der Welt der Seelen; das ist der bessere Teufel. — — Sag' an, du Vierter! Was hast du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan, — aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller jener Thaten zu Boden schläge.

Satan. Der ist? —

Vierter Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben, ganz nur für sie atmend, für sie empfindend, jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit, dir und uns allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volks würde, — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirsche; ich habe keinen. — Ich schlich von allen Seiten um seine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben — —

„Und nun ist Satan viel zu voll von seinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel sollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Versammlung auf; alle sollen ihm zur

Ausführung seiner großen Absichten beistehen. Des Erfolgs hält er, bei den Hilfsmitteln, die ihm Macht und List geben, sich völlig versichert. Aber der Engel der Vorsehung, der unsichtbar über den Ruinen geschwebt hat, verkündiget uns die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen Satans mit den feierlich, aber sanft gesprochenen Worten, die aus der Höhe herabschallen: „Ihr sollt nicht siegen!“

„So sonderbar wie der Entwurf dieser ersten Szene ist der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen sucht, ist, wie Sie gleich werden erraten haben, Faust. Diesen Faust begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel so lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da sie sich seiner völlig versichern wollen, verschwindet. Alles, was mit diesem Phantome vorgeht, ist Traumgesicht für den schlafenden wirklichen Faust. Dieser erwacht, da schon die Teufel sich schamvoll und wütend entfernt haben, und dankt der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er ist jetzt fester in Wahrheit und Tugend als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anspinnen und fortführen, müssen Sie keine Nachricht von mir erwarten; ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtnis verläßt; aber wirklich liegt alles, was mir davon vorschwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.“

Die glückliche Erbin.

Nach Goldoni.

Borberger stellt über dieses Fragment folgende Citate zusammen:

Den 8. Dezember 1755 schrieb Lessing an Mendelssohn: „Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jetzt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Kennen Sie diesen Italiener? wenigstens dem Namen nach? Er lebt noch. Er ist Doktor der Rechte und praktizierte ehemals in Venedig. Jetzt aber ist er Direktor einer Bande von Schauspielern. Die Ausgabe seiner Werke von 1753 bestehet aus sieben Oktavbänden, welche 28 Komödien enthalten. Es ist fast in allen viel Gutes, und die meisten sind auch ziemlich regelmäßig . . . Eine von diesen Komödien, L'Erede fortunata, habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. Sie sollen es ehestens gedruckt sehen. Koch aber wird es noch eher aufführen, und wenn das geschehen ist, will ich Ihnen schreiben, ob ich mir etwas darauf zu

gute thue oder nicht." Dazu macht Nicolai die Bemerkung: „Im Jahre 1755 waren Goldonis Komödien in Deutschland noch ganz unbekannt. Ich machte daher in der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausführliche Auszüge daraus. Da ich im III. Bd., S. 115, unter andern die Erbe fortunata anzeigte und bemerkte, daß es darin ziemlich verwirrt zugehe, wachte Lessings Idee wieder auf. Er schrieb mir (in einem verlorenen Briefe): er wundere sich, daß ich gerade dieses Stück hätte tadeln wollen. Ihm hätte es so wohl gefallen, daß er daraus ein anderes Stück zu machen angefangen habe, welches nächstens solle gedruckt werden. Freilich! Ich hatte das Stück beurteilt, so wie es war, aber Lessing nach dem, was ein Mann wie er aus dem Sijet machen könnte. In seinem theatralischen Nachlasse steht sein Plan, woraus man deutlich sieht, daß er das Stück ganz anders bearbeiten wollte. Gleich die erste Szene ist interessanter angelegt als die Eröffnungsszene beim Goldoni. Für einen Anfänger in der theatralischen Kunst wäre die Vergleichung dieses Plans mit dem von Goldoni lehrreich. Aber unsere Anfänger halten es für überflüssig, zu studieren! Wenn ihr erstes Stück auf die Bühne gebracht wird und auch die Hälfte der Szenen schülerhaft angelegt ist, dünken sie sich schon mehr als Lessing. Ein Sijet auf verschiedene Art zu wenden, verschiedene Pläne zu versuchen und deren Wirkung zu prüfen, ehe sie einen ausführen, daran denken sie nicht. Und doch ist Lessing durch Studium geworden, was er war. An der angezogenen Stelle des theatralischen Nachlasses findet man auch den im Jahre 1758 gemachten Abdruck des ersten Bogens der Glücklichen Erbin. Wegen dieses Stücks veruneinigte sich Lessing mit dem Buchhändler Reich in Leipzig. Reich hatte Lessings Bekanntschaft durch ihren gemeinschaftlichen Freund Hrn. Weiße gesucht, und nach einiger Zeit gab dies Gelegenheit, daß Lessing versprach, ein Bändchen von sechs Komödien im Weidemannischen Verlage herauszugeben. Die oben erwähnte kleine Veranlassung von meiner Recension hatte ihm seinen vor ein paar Jahren gemachten Plan der Glücklichen Erbin wieder lebhaft ins Gedächtnis gebracht. Es bedurfte bei ihm eines solchen Anstoßes, um gewisse Ideen geschwind zur Ausführung zu bringen. Er machte sich an die Arbeit, und es wurden bald zwei Bogen gedruckt. Reich war ein guter Mann, und besonders ein guter Kaufmann: oft sehr billig und gefällig, aber gemeiniglich auch zu sehr Kaufmann und dabei sehr hastig und rechthaberisch. Er begegnete seinen Autoren nicht allemal mit der nötigen Delikatesse. Lessing hatte die Fortsetzung der Komödien seit einiger Zeit unterlassen. Lessings Entschuldigung lag in seinem Charakter. Er sagt selbst in

einem Briefe an Moses: „Ich kenne mich selbst; ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zustande bringen will.“ Lessings Freunde wußten das, aber andere freilich beurteilten ihn nicht so gelinde. Reich verlangte die Fortsetzung des Abdrucks mit dem lebhaftesten Ungestüm, der ihm nach und nach gewöhnlich ward, so daß er dessen Beschaffenheit und sein Verhältnis zu dem, mit dem er sprach, nicht allemal fühlte. Die Folge des Streits war, daß Reich die zwei gedruckten Bogen so komplett ins Makulatur warf, daß ihm nicht einmal einfiel, ob ein paar Bogen von Lessing verdienten, wenigstens als eine Seltenheit aufgehoben zu werden. Nach wenigen Jahren, als ich die wahren Umstände der Geschichte erfuhr und von den Bogen wenigstens ein Exemplar retten wollte, hatte Reich auch nicht ein Exemplar verwahrt. Vom Buchdrucker Saalbach erhielt ich ein Exemplar des ersten Bogens, das er für sich bewahrt hatte, erfuhr aber, daß der zweite Bogen nicht abgedruckt und die Formen auf Reichs Verlangen wieder abgelegt worden. Es war nach vielem Nachsuchen, das auf meine Bitte geschah, nicht einmal einer der Korrekturbogen zu finden. Dieser zweite Bogen ist also ganz verloren. Daß das Stück wirklich von der Kochischen Gesellschaft aufgeführt worden, wie Lessing in diesem Briefe verspricht, habe ich nicht gehört, und er hat es wahrscheinlich nie ganz ausgearbeitet. Es kam ohnedies die Reise [mit Winkler, nach den Niederlanden] dazwischen.“

Die von Nicolai erwähnte eigene Recension der *Erede fortunata* in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (III. S. 115 ff.) analysiert das Stück in folgender Weise:

„L'Erede fortunata; Die glückliche Erbin.“

„In diesem Lustspiele gehet es ziemlich verwirrt zu. Wir können nur das Bornehmste davon anführen: Pantalon Bisagnosi und Petronio Balanzoni sind zusammen in Handlungsgesellschaft gewesen; der Letzte ist gestorben und hat im Testamente seine Tochter Rosaura zur Universalerin eingesetzt, doch mit dem Bedinge, daß sie seinen guten Freund Pantalon heiraten solle. Wollte sie dieses aber nicht thun, sondern einen andern heiraten, so sollten sein Bruder, der Doktor Balanzoni, und Florindo Aretusi, der Sohn seiner Schwester Ortenzia, die ganze Erbschaft zu gleichen Teilen erhalten und bloß der Rosaura 4000 Dukaten zum Heiratsgut geben. Der Doktor und Florindo beschließen, dieses Testament umzustossen, damit Rosaura den Florindo heiraten solle und ihm ihr ganzes Vermögen mitbringe. Ottavio hingegen, der Sohn des Pantalon, liebt die Rosaura heimlich und wird von ihr wieder ge-

liebt; da er aber merkt, daß sein Vater Neigung zu der Heirat mit derselben hat, und auch einsieht, daß seine Familie durch das in dieselbe kommende große Vermögen einen beträchtlichen Vorteil erhalte, so kann er es nicht über sein Herz bringen, seinem Vater, welcher ihn so sehr liebet, zuwider zu sein. Pantalons Absicht hingegen, warum er diese Heirat zu befördern sucht, ist, daß sein Sohn größern Vorteil davon haben möge; da er nun von der Rosaura durch ein Mißverständnis ihre Liebe gegen den Ottavio erfähret, so beschließet er, seinem Sohn nicht zuwider zu sein, sondern dessen Heirat mit der Rosaura zu befördern und lieber seinen eigenen Vorteil hintanzusetzen. Indessen werden allerhand Intriguen gespielt; der Doktor will das Testament gerichtlich umstoßen lassen; Florindo läßt sich durch Arlequin heimlich in das Zimmer der Rosaura bringen; er und Ottavio duellieren sich u. dgl., bis endlich Brighella auf den Einfall kömmt, dem Doktor falsche Briefe zu bringen, als wenn einige der vornehmsten auswärtigen Korrespondenten des Herrn Pantalon und Petronio Compagnie fallieret und noch dazu einige Schiffe untergegangen wären, wodurch dieses Comptoir ohnfelßbar würde müssen bankrott machen. Da nun also der Doktor glaubt, daß es ihm nichts helfen würde, seines Bruders Testament umzustößen, so eilet er, einen vom Pantalon gethanen Vorschlag anzunehmen, um davon Nutzen zu ziehen, ehe derselbe selbst sein vorgegebenes Unglück erfahren könne. Dieser Vorschlag besteht darin: daß, weil der Doktor und Florindo alle Hoffnung verlieren, etwas von der Erbschaft zu bekommen, wenn Rosaura den Pantalon heiratet, so wollen sie ein für allemal 1000 Venetianische Dukaten annehmen und dagegen der Rosaura Freiheit lassen, zu heiraten, wen sie will. Hierüber wird von einem Notarius ein Vergleich geschlossen; sie haben aber kaum das Geld empfangen, so offenbaret Brighella seine List. Rosaura heiratet den Ottavio und heißt die glückliche Erbin.

„Der Verfasser beklaget sich in der Vorrede, daß dieses Stück nicht allzu wohl sei aufgenommen worden, ob es gleich ein besseres Schicksal verdient habe. Er gibt zu verstehen, er wisse die geheimen Ursachen davon sehr wohl; wir wissen eine einzige, aber sehr wichtige Ursache, die ist das Stück selbst.

„Aber eine in dem gegenwärtigen Stücke nicht sonderlich nötige Episode könnte an einem andern Orte mit Nutzen gebraucht werden. Beatrice, eine Tochter des Pantalon, ist äußerst eifersüchtig auf ihren Mann Lelio, welcher mit der Thorheit behaftet ist, daß er allen Frauentimmern Galanterien vorsagen will, welches ihr unerträglich ist. Nachdem der Mann allerlei Mittel versucht hat, um sie von

dieser Krankheit zu heilen, fällt er endlich darauf, ihre Kleider und Juwelen so lange zu verschließen, bis sie verspricht, nicht mehr eifersüchtig zu sein, welches Mittel auch kräftig ist. Man siehet leicht, daß, wenn man diesen Einfall mit einigen Umständen ausschmückte, sich ein artiges Nachspiel daraus machen ließe. L."

"Gewiß konnte sich Lessing," sagt Danzel, "von diesem Stück nicht durch das angezogen fühlen, was es war, sondern nur etwa durch das, was sich aus ihm machen ließ. Es lag ihm eine verworrene, überhäufte, schlecht verknüpfte und schlecht exponierte Szenenreihe vor; sein dramatischer Blick zeigte ihm den Keim eines gut geordneten, auf einheitliche Wirkung berechneten Ganzen, welcher in derselben lag. Der Knoten, welchen die Handlung lösen soll, besteht darin, daß Rosaura dem Ottavio als Gattin zufalle, ohne ihr Vermögen einzubüßen, und die Lösung selbst hat zwei Momente: Pancrazio entdeckt die Liebe des Ottavio und der Rosaura und entzaget seinerseits ihrem Besitz und der Erbschaft, und alsdann wird auch noch diese gerettet. Diese Hauptpunkte hebt nun Lessing schärfer hervor; zu ihnen tritt bei ihm alles in eine genauere Beziehung, und was einer wesentlichen Beziehung nicht fähig ist, fällt weg. Das letztere ist der Fall mit dem nächtlichen Besuche des Florindo in Pancrazens Hause und allem, was aus demselben folgt; das sind in der That ganz außer der Hauptsache liegende Motive, die nur herbeigeholt worden, um ein paar spannende Szenen mehr zu erlangen, ebenso fallen die Szenen mit dem Harlekin weg. Die andere Episode dagegen, die Geschichte der Eifersucht der Beatrice gegen ihren Mann, bringt er in so nahe Verbindung mit der Haupthandlung, daß sie wirklich als der Hebel derselben erscheint: er läßt nämlich erstlich Lelios Verliebtheitszenen mit der Fiammetta weg, wodurch sein Philibert als ein achtbarer Mann erscheint, während der Lelio ein Stutzer ist, und also fähiger wird, bedeutend einzugreifen, und so wird denn die Hilfe, welche Philibert der Juliane leistet, der einzige scheinbare Grund zur Eifersucht für die Camilla; das Geschick der Eheleute erscheint also viel näher verknüpft mit dem der Juliane als bei Goldoni, wo Beatrice ihren Mann mit allen Weibern in Verdacht hat. Auf diesen Grund flucht nun Lessing noch einen andern Zwischenfall ein, der sich bei Goldoni nicht findet: er läßt den Joachim, der bei ihm ein ausnehmend dummer Landjunker ist, bei Camilla einen Versuch machen, sie für seine Interessen zu gewinnen, das heißt, ihm Juliane zu verschaffen, an deren Fortschaffung aus dem Hause ihr doch gelegen sein müßte. Diese Bemühungen bei der Camilla nimmt dann Philibert, um seine Frau mit gleicher Münze zu bezahlen, zum Schein für Liebes-

bewerbungen und straft sie im Scherz — denn als voller Ernst würde dies nach unsern Sitten einen peinlichen Eindruck machen — durch Verschließen ihres Geschmeides. Zugleich scheint Philibert zur Herbeiführung des zweiten Moments bestimmt gewesen zu sein, indem er den Pasquin zu der Ausführung der List, mit welcher Panurg zum Schweigen gebracht werden soll, anwirbt. Eben dieser zweite Punkt ist nun aber auch sonst noch bei Lessing unendlich viel besser motiviert. In dem Stücke des Goldoni erscheint die List wie eine Art *Deus ex machina*. — Niemand hatte daran gedacht, daß so ein Ausgang bevorstehen könnte; zwar führt gleich in der ersten Szene Trastullo gegen seinen frühern Herrn die höchst moralische Rede: *Non son di quei servitori che hanno per vana gloria di sputare in quella scodella, dove hanno bevuto. Sono stato allevato in casa sua ed ella mi ha fatto del bene. È vero, che sono in obbligo di obbedir quelli, che mi danno il salario; ma a luogo e tempo mi recorderò del mio primo padrone u. s. w.*, dann weiß sich aber der ehrliche Mann aus dieser doppelten Verpflichtung nicht anders herauszuhelfen, als daß er erst den alten und dann den neuen Herren betrügt. Hier hat nun Lessing, da es doch einmal betrogen sein sollte, lieber gleich den Erzspitzbuben Pasquin zu seinem Bedienten gewählt, und indem er nun mit diesem das Stück anfängt, wird der Leser von vorn herein darauf hingewiesen, daß diesem Gesellen noch eine bedeutende Rolle bestimmt sei, und also die List vorbereitet. Zugleich wird dadurch das ganze Stück weit besser exponiert. Die Exposition des Goldoni, welche ab ovo anfängt — die Leidtragenden sind versammelt, sagen jeder ihre Ansprüche vor sich hin und fragen sich untereinander: „Was wird wohl im Testament stehen?“ Dann wird es gelesen, und sie sind respektive froh oder wütend — ist so kunstlos, daß man sie kindisch nennen möchte; Lessing läßt in der ersten Szene den Zuschauer nur erst gewahr werden, Panfraz sei tot, und es werde jetzt eben das Testament eröffnet — dann kommen die Beteiligten in vollem Zanke auf die Bühne, und hier erfährt man denn den Inhalt des Testaments zwar der Form nach beiläufig, wird ihn sich aber viel leichter merken, da die einzelnen Bestimmungen von den Parteien selbst gleich im Sinne der Bedeutung vorgebracht werden, welche sie für ihr Interesse haben. Außerdem bekommt auch das ganze Stück durch die Heiterkeit und den raschen Gang dieser Szene von vornherein ein lebendiges Interesse und einen frischen Schwung.“

Der Entwurf zu dem Stücke ist „Die Klausel im Testamente“.

Virginia.

Als Lessings Freund von Cronenk einen „Rodrus“ gedichtet hatte, entwarf unser Dichter den Plan einer „Virginia“ als Seitenstück dazu. In beiden Stücken war das leitende Motiv antik republikanische Tugend. Welche Aenderung der Plan der „Virginia“ erfuhr, haben wir in unserer Einleitung zu „Emilia Galotti“ (Bd. IV S. 4 ff. unserer Ausgabe) erörtert. Möglich ist es, daß Lessing durch den Franzosen Campistron, dessen Virginia 1683 erschienen war, angeregt wurde, an die dichterische Bearbeitung dieses Stoffes zu denken.

Fatime.

Lessing bezeichnet diesen Entwurf mit dem Datum „5. April 1759“. Außerdem fehlt uns jede Nachricht darüber. Borberger citirt einen Brief Lessings vom 28. Juli 1759 an Gleim; doch erfahren wir auch daraus nichts Besonderes: „Wenn es hoch kommt, mache ich Projekte, Projekte zu Tragödien und Komödien; die spiele ich mir dann selbst in Gedanken, lache und weine in Gedanken und klatsche mir auch selbst in Gedanken oder vielmehr lasse mir meine Freunde, auf deren Beifall ich am stolzesten bin, in Gedanken klatschen.“

Alcibiades.

Karl Lessing gibt eine kurze Notiz über die Entstehung des ersten der beiden Entwürfe zu einer Tragödie Alcibiades, der in die Breslauer Zeit fällt: „Er machte sich Entwürfe zu mehreren Stücken, worunter auch Alcibiades war.“ Aus einer Andeutung des Dichters in den Kollektaneen kann man schließen, daß der zweite Entwurf in die Hamburger Zeit fällt. Karl Lessing bemerkt dazu: „Alcibiades scheint mir ein vortreffliches Sujet zu einem Trauerspiel. Dieser Liebling des Sokrates hat gleich große Tugenden und gleich große Fehler: die beste Beschaffenheit einer tragischen Person nach dem Aristoteles selbst.“ Und Borberger weist zum Teil die Quellen nach, aus denen Lessing geschöpft hat. Er citirt Karl Lessings Worte: „Mein Bruder hat sich dabei, wie man sieht, des Alcibiades von Dmway und Campistron bedient . . . Was er für eine Ausgabe von Plutarch vor sich gehabt, und was W. G. für ein Buch sein sollte, kann ich auch nicht angeben.“ —

Kleonis.

Borberger weist auf Lessings Bemerkung über Kleonnis in den Kollektaneen hin:

„Das Lemma zu dieser meiner Tragödie in Ansehung des Hauptcharakters, des Vaters nämlich, könnte sein, was Ovidius von dem Ajax sagt:

— — Qui ferrum, ignemque, Jovemque
Sustinuit toties, unam non sustinet iram,
Invictumque virum vincit dolor.“

Lessings Auszüge aus alten Schriftstellern zu diesem Entwurfe veröffentlichte sein Bruder im zweiten Teile des „Theatralischen Nachlasses“:

„Kleonnis. Zu diesem Trauerspiel fand ich keinen Plan, sondern nur einen halben Bogen, worauf er sich dasjenige geschrieben, was er bei Ausarbeitung dieser Tragödie nutzen wollen. Da er sich aber darin manches lateinisch, manches französisch und manches gar griechisch notiert, so würde es sonderbar lassen, es grade so und nicht deutsch herzusetzen:

„Kleonnis im Jahre der Welt 3261, im Jahre J. C. 743. Pausanias, B. IV. S. 216—242; Justinus, B. 3. C. 4; Strabo, B. 6 u. 8; Drosius, B. 21.

„Euphaes 13. Abkömmling des Herkules, während des ersten Krieges zwischen den Messeniern und Lacedämoniern König von Messenien, welchem sein Sohn Polydorus folgte. Das Kommando seiner Armee vertraute er dem Kleonnis.

„Die Lacedämonier fingen den Feldzug mit der Belagerung von Amphea an. Theopomp war damals König von Sparta.

„Die Messenier lagerten sich bei Ithome, einer kleinen Stadt am Berge gleiches Namens, und verschanzten sich.

„Im achten Jahre dieses Krieges geschah die blutige Schlacht, in welcher Kleonnis und Aristodem sich hervorthaten und den sehr blessierten König retteten. Dieser Aristodem hatte zu Anfange des Krieges, um den Zorn der Götter zu stillen, seine Tochter aufgeopfert.“

„Personen:

„Euphaes, der Vater, König der Messenier.

„Kleonnis, sein Sohn, der bei der Plünderung von Euphea weggekommen und unter dem Namen Melaneus in dem Stücke vorkommt.

„Amphea, eine Stadt in Messenien am lacedämonischen Gebiete, nicht sehr groß, aber auf einem hohen Hügel gelegen und mit einer Menge Wasserquellen versehen. Der Ueberfall von den Lacedämoniern geschah, als die Stadt weder ihre Thore gesperrt noch Besatzung hatte. Alles, was sie antrafen, machten sie nieder, sie mochten sich noch in den Schlafgemächern befinden oder ihre Zuflucht zu den Altären genommen haben, wenige entkamen nur.

„Doryssus, Sohn des Theopomp, König der Lacedämonier.
 „Pytharatus, der zweite Sohn des Euphaes, der aber lieber nicht zum Vorschein kommen darf.

„Aristodem, Feldherr des Euphaes.

„Tisis, ein Sohn des Herkules und berühmter Wahrsager, wurde von den Messeniern nach Delphos geschickt. Als er von da zurückging, überfielen ihn die Lacedämonier aus der Festung Amphæa. Er wehrte sich tapfer, so daß sie ihn nicht gefangen nehmen konnten. Endlich hörte man eine Stimme: ‚Laßt den Botschafter des Drakels los!‘ Hierdurch entkam er auch wirklich und brachte dem König Euphaes den Drakelspruch, starb aber etliche Tage drauf an seinen Wunden. Der Inhalt desselben ist ungefähr dieser: ‚Wählt durchs Los ein unberührtes Mädchen aus dem Blute des Aegyptus zum Opfer für die unterirdischen Götter!‘ Sogleich ward unter diesen Nachkommen geloset, und das Los traf die Tochter des Lyciskus, welche aber der Wahrsager Epebolus nicht opfern lassen wollte, weil sie ein untergeschobenes Kind sei. Indem er aber dieses dem Volke vorschwatzte, flüchtete Lyciskus mit seiner Tochter nach Sparta. In dieser Verlegenheit bot Aristodem seine eigene Tochter zum Opfer, welche aber ein Messenier heimlich liebte und zu retten suchte. Er gab vor, Aristodem habe über sie keine Macht mehr, sie sei ihm heimlich versprochen worden. Als man darauf nicht hörte, so gab er vor, bei ihr geschlafen zu haben, und sie sei von ihm schwanger. Diese unverschämte Lüge brachte den Aristodem so in Harnisch, daß er seine Tochter tötete, ihren Leib aufschnitt und alle Anwesende von ihrer Unschuld augenscheinlich überführte.

„Dieses wäre freilich Stoff zu einer Tragödie. Abt Boyer, der eine, Aristodem betitelt, herausgegeben, scheint entweder diese Begebenheit zum Inhalte seines Trauerspiels gemacht zu haben, oder das Ende desselben, welches darin bestand, daß Aristodem sich selbst auf seiner Tochter Grabmal ermordete, als er König geworden, das Drakel ihm lauter Unglück prophezeite und er sie vergebens aufgeopfert zu haben einsah. Doch habe ich dieses Stück selbst zu lesen nicht Gelegenheit gehabt.

„Nach dem zu urtheilen, was er davon hinterlassen und ich liefere, konnte alles dieses meinem Bruder zu dieser Tragödie nichts dienen, welche mit seinem Philotas viel mehr Aehnlichkeit zu haben scheint. Vielleicht, daß er sie auch darum liegen lassen, oder Philotas gar daraus entstanden ist.“ —

„Es wäre eine undankbare Mühe,“ sagt Hölcher (Lessing als Dramatiker, II. S. 19), „zu erforschen, wie die Handlung weiter sich fortspinnen soll, da der Dichter aus der Quelle dieser Geschichte,

Pausanias, nur die Namen entlehnt hat; denn bei diesem hat Euphaes keine Kinder, Kleonnis ist Feldherr der Messenier und streitet nach Euphaes' Tode mit Aristodem um die königliche Würde. Daß Euphaes, wie Pausanias annimmt, sich allzu kühn in die Schlacht stürzt, fällt, Aristodem dann als Bewerber des Thrones auftritt, hierauf Kleonnis zum Vorschein kommt u. s. w., diesen mit der Geschichte vermittelnden Gang anzunehmen, ist auch wohl nicht einmal erlaubt, weil Euphaes Hauptperson bleiben sollte." Doch wird es wohl nicht zu kühn sein, bemerkt dazu Vorberger, eben aus dem oben angeführten Lemma zu vermuten, daß Euphaes seinen Sohn Kleonnis töten sollte, ohne ihn zu kennen, weil er ihn für den Mörder des jüngeren Sohnes Pytharatus, „der lieber nicht zum Vorschein kommen darf“, hielt. Wahrscheinlich nahm Lessing an, Kleonnis habe sich aus Liebe zur Tochter des Aristodem, und weil er von ihrer Gefahr hörte, daß nämlich ihr Vater sie einem Drakel zufolge opfern wollte, mit Lebensgefahr aus der Gefangenschaft der Lacedämonier gestohlen und unerkant nach Ithome geschlichen.

Aus den Breslauer Papieren veröffentlicht Vorberger ein Blatt, welches die Ursache der Entstehung des messenischen Krieges erzählt:

„Polycharès, ein vornehmer Messenier, wurde in den Olympischen Spielen gekrönt; denn er wurde in der 4. Olympiade bei den Eiern zum Sieger erklärt. Er hatte so viel Kühe, daß er sie nicht alle auf seinem Grund und Boden ernähren konnte und sie auf die Wiese eines Spartaners, namens Euäphnus, schickte, welcher es mit der Bedingung zufrieden war, daß er den Profit davon theilte. Dieser geizige, verschlagene und eins [? schmeichelnde] Mann verkaufte lacedämonischen Kaufleuten die Kühe und Hirten davon, ging darauf zum Polycharès und beredete ihn, Seeräuber hätten das Vieh mit den Hirten weggeführt. Ein Hirte aber davon entdeckt dem Polycharès die Wahrheit. Euäphnus kann seine Schelmerei nicht bemänteln, entschuldigt sich und fleht um Gnade, will alles ersetzen; da er aber kein Geld bei sich hat, bittet er den Polycharès, seinen Sohn mitzugeben, der von ihm den Ersatz erhalten solle. Polycharès geht dieses ein. Da sie aber auf lacedämonischen Boden gekommen, ermordet Euäphnus den Sohn des Polycharès, welcher sich darauf nach Sparta begibt, sich an die spartanischen Könige und Ältesten wendet und ihnen sein Unglück klagt. Sie hören ihn, aber sie thun ihm nicht Gerechtigkeit. Vergebens wiederholt er seine Klage, er ist nicht mehr seiner mächtig, er tötet den ersten den besten Lacedämonier und rettet sich nach Messenien. Die Lacedämonier beklagen sich, daß die Messenier ihnen nicht den Polycharès ausliefern; sie fordern auch den Mörder ihres Königs Teleklus und

baten um Genugthuung wegen des von Temenus zum Besten des Kresphont und zum Nachteil der Aristodemischen Kinder begangenen Betrugs. Das ist die Ursache des ersten messenischen Krieges mit den Lacedämoniern. Teleklus, König der Spartaner, wollte, nach ihren Berichten, verhindern, daß ihre jungen Mädchen, die zum Feste der Diana gekommen, nicht von den Messeniern geschwängert würden. In diesem Streite wurde er getötet, und die Spartanerinnen wollten lieber sterben, als ihre Schande überleben. Sinegen erzählen es die Messenier so. Teleklus habe junge Mannspersonen als Mädchen verkleidet, die unter ihren Kleidern Dolche versteckt gehabt, hätten so die Messenier angefallen, um Messenien zu erobern, welches von den Lacedämoniern wegen seines vortrefflichen Bodens beneidet worden wäre, da sie sich's am wenigsten vermutet. Sie hätten eben Gewalt mit Gewalt vertrieben, und da sei der König Teleklus umgekommen. Temenus wollte, daß gelöst werden sollte, ob Kresphontes oder die Aristodemischen Kinder zur Regierung kommen sollten. Temenus nahm eine Bouteille mit Wasser, that zwei kleine Kugeln hinein, eine für Kresphontes, die andere für die Aristodemischen Kinder. Dessen Kugel zuerst käme, sollte zwischen Messenien und Lacedämon wählen können; aber Temenus hat betrügerisch die Kugel des Kresphontes von Ziegelstein, die der Aristodemischen Kinder aber nur von an der Sonne getrocknetem Thon gemacht, und so wurde Messene dem Kresphontes zu teil."

Außerdem teilt Borberger noch die aus dem „Theatralischen Nachlaß“ abgedruckte Stelle wörtlich nach dem unter den Breslauer Papieren befindlichen Original — also ohne die betreffenden Passus zu übersetzen — mit.

Auf einem halben Bogen Großquart steht folgendes:

„Première guerre entre les Messéniens et les Lacédémoniens. ao. M. 3261; ao. J. C. 743; Strabo, I. 6 et 8; Orosius, I. 21; Pausanias, lib. 4. pag. 216—242; Justinus, lib. 3. cap. 4.

„Euphaes, 13. descendant d'Hercule était pour lors Roi de Messénie. Il confia le commandement de son Armée à Cléonnis. Les Lacédémoniens commencèrent la campagne par le siège d'Amphée. Theopompe était alors Roi de Sparte. Les Messéniens allèrent se camper près d'Ithome, petite ville située sur le haut d'une montagne de même nom et s'y fortifièrent. Dans la huitième année de cette guerre se donna le sanglant Combat, dans lequel Cléonnis et Aristomène se signalèrent, en sauvant le roi qui était percé de coups. Cet Aristomène avait fait immoler sa fille, au commencement de la guerre, pour apaiser la colère des Dieux.

„Messenier. Die Stadt Messene. Ἐδρατης. Ἀμφεία. Ἀμφεία. Κλεοννίς.

„Personen:

„Euphaes, der Vater, König der Messenier.

„Kleonnis, sein Sohn, der bei der Plünderung von Euphea weggenommen und unter dem Namen Melaneus (Μελανεύς) in dem Stücke vorkömmt (oder Theras, Θηρας).

„Fuit Amphēa in Messēnia Laconiae finitimum oppidum, non magnum illud quidem, sed in praecelso colle situm, circumfluens aquarum perennium copia — Irruptio itaque facta est apertis, quum abessent custodiae, portis. Messēni, qui sunt intus, deprehensi, omnes ad unum interfecti, in ipsis cubilibus alii, alii vero quum animadversa calamitate ad templa et aras deorum supplices confugissent, pauci omnino periculum effugerunt.

„Doryssus, Sohn des Theopompus, Königs der Lacedämonier.

„Pytharatus, der zweite Sohn des Euphaes, der aber lieber nicht zum Vorschein kommen darf. Demarat.

„Aristodemus, ein Feldherr des Euphaes.

„Delphos clam missus est Tisis, Alcidis filius, vir quum ceteris laudibus praestans, tum vero divinandi solertiae maxime deditus. Hunc Delphis redeuntem ex insidiis Lacedaemoniorum aliquot de praesidio ab Amphēa adoriuntur, sed enim acriter se defendentem et repugnantem capere non potuerunt: hominem certe sauciandi finem non prius fecerunt, quam vox audita a quo missa incertum: Oraculi nuncium dimitte! Ac Tisis quidem ad suos reversus, regi responsum exponit neque ita multo post ex illis vulneribus diem obiit suum. Convocatis in concionem Messēniis, oraculum Euphaes recitat, quod fuit hujusmodi:

„Nescia viri puella geniis inferis,
Aepytidum ab alto sorte ducta sanguine,
Det colla nocturnis secanda caedibus.
Vos haec ad undas Hallyi facite sacra
Libenter ipsam virginem dantes neci.

„Oraculi voce audita, virgines statim omnes ex Aepytidarum familia sorti commissae. Quumque Lycisci filia ducta fuisset, eam Epebolus vates sacrari vetuit, quod diceret, non esse e Lycisco genitam, verum uxorem Lycisci eam sibi, quum sterilis esset, supposuisse. Interea dum vates haec ad populum agit, Lyciscus clam assumpta puella Spartam profugit. Quae res ubi vulgata est, quum hominum mentes vehementer com-

movisset, Aristodemus, et ipse ex eadem Aepytidarum gente, vir et ceteris vitae ornamentis et bellica virtute Lycisco clarior, ultro filiam immolandam obtulit — — Messenius civis, cujus nomen non proditur, forte Aristodemi filiam amabat ac prope diem erat uxorem ducturus. Is itaque — — acriter negare, quae sibi desponsa esset, in patris eam amplius esse potestate: suum esse, qui sponsus sit, in illam jus omne. Qua ratione quum parum proficeret, impudenti mendacio vitiatam a se esse puellam et gravidam jam esse asfirmat. Quae pertinacia eo furoris Aristodemum impulit, ut filiam statim occiderit et ejus utero exciso plane omnibus ostenderit, non fuisse praegnantem.

„Tisis, der Prophet.

„Melanthus, ein anderer Feldherr des Cyphaes.

„Ein Soldat.“

Ludwig und Aurora.

Bogberger hat dieses Bruchstück, dem er den Namen gibt, zum erstenmal aus den Breslauer Papieren veröffentlicht. Er stützt sich auf die Erzählung „Le mariage de vengeance“ in Lesages Roman „Gil Blas von Santillana“, die auch die Quelle zu Thomsons „Tanfred und Sigismunda“ ist.

Gracilio und Argila.

Auch dieses Fragment veröffentlicht Bogberger aus den Breslauer Papieren. Aus den beige geschriebenen spanischen Worten schließt er, daß es eine Uebersetzung aus dem Spanischen ist.

Fenix.

Bogberger schließt aus den Worten Nisas: „Ich bin ganz thöricht darauf, es zu erfahren,“ die wie eine unrichtige Uebersetzung des französischen „folle“ klingen, daß das Fragment eine Uebersetzung aus dem Französischen ist.

Der Schlaftrunk.

Eine detaillierte Mittheilung über die Entstehung dieses Entwurfs gibt Karl Lessing im Theatralischen Nachlaß: „Die Entstehung dieser Komödie ist sonderbar genug. Mein Bruder machte dazu schon 1766, als er noch in Berlin war, den ersten Entwurf. In einer Gesellschaft guter Freunde, wo er und Herr Professor Ramler auch waren, kam die Rede auf die Stoffe, die zu einer Komödie am besten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus allem

eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffes als auf den Stoff selbst ankäme, der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dieses schien der Gesellschaft etwas paradox, und Herr Professor Ramler fragte ihn, ob er es selbst mit der That beweisen wollte. „Warum nicht?“ erwiderte mein Bruder. „Nun, so machen Sie,“ versetzte jener, „ein Lustspiel, wo ein Schlastrunk die Katastrophe ist, und benennen es darnach!“ Die ganze Gesellschaft billigte es einmütig, und mein Bruder versprach's. So ging man auseinander. Den ersten Morgen darauf fing er auch gleich an, und damit er durch nichts gestört wurde, arbeitete er im Bette. Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig und wollte sich eben an die Ausarbeitung machen, als er den Vorschlag nach Hamburg zum Theater erhielt und annahm. Nachdem er dort angelangt, nahm er auch dieses Stück wieder vor, ließ 1767 drei Bogen, nämlich bis zum 7. Auftritt des 2. Akts S. 127: „Er ein Junggesell, du eine Junggesellin; er ein alter Junggesell“, drucken, und zwar in der Druckerei, die er zu Hamburg mit seinem Freunde Herrn Boden gemeinschaftlich besaß. Allein er hatte von seinem Manuskripte ein Blatt verlegt oder vielmehr verloren, und darüber geriet die Sache ins Stocken. Die Druckerei erhielt 1768 eine neue Sorte Papier aus Italien; er ließ diese nämlichen drei Bogen darauf umdrucken, mit dem festen Vorsatze, es zu vollenden. Aber auch da blieb es bei dem Vorsatze, und ich habe nicht die eigentliche Ursache erfahren können, die ihn wieder davon abgebracht. So viel weiß ich nur, daß er nicht lange bei dem Hamburgischen Theater war, so hatte er die theatralische Laufbahn herzlich satt und faßte aus triftigen Gründen den Entschluß, sich nie wieder mit etwas, das nur Ähnlichkeit mit dem Theater habe, zu bemengen. Aber sein großer unüberwindlicher Hang dazu, den er sich wegphilosophieren zu können glaubte, erwachte oft in ihm unvermerkt so lebhaft, daß er ihn auf die gute Betrachtung brachte, man müsse für eine Sache, deren Besserwerdung man eben in seinem Leben nicht sehr wahrscheinlich voraussehen könne, doch etwas von Zeit zu Zeit thun, weil uns die Vorsehung keine Fähigkeit umsonst gegeben und ein gutes Theater an und vor sich weder Unmoralität noch eine Unmöglichkeit sei.

„Es ist höchst wahrscheinlich, daß er von diesem Stücke mehr ausgearbeitet haben muß, als ich unter seinen Papieren gefunden und hier liefre. Denn mitten in der Rede, mitten in einem Gedanken bricht man doch nicht ab, wie er hier gethan; wenigstens hätte er die siebente Szene des zweiten Akts vollendet. Es wird um desto wahrscheinlicher, da ich einen halben Bogen von einem

Pläne noch vorgefunden, der von diesem Auftritte an, wo er keinen Inhalt hinzugesetzt, den Gang des Stücks kurz bis zu Ende angibt, und welchen ich, so wie er ihn bloß für sich hingeschrieben, beizufügen kein Bedenken trage. Nur glaube man nicht, daß er sich ängstlich dran gehalten hätte, wenn er gleich nicht von der Hauptsache abgegangen wäre.

„Vermutlich mußte in obbesagtem Auftritte noch vorkommen, wie Philipp Richard Finetten beredt, mit ihren Schmeicheleien gegen Samuel Richard dahin zu arbeiten, daß Samuel Philippen zum Universalerben mache, Charlotten übergehe, weil sie durch ihre Heirat mit Karl Bertholden schon glücklich genug wäre und Samueln bei seiner Vergeßlichkeit dann und wann etwas Geld voraus aus der Erbschaft nehmen und mit ihm, Philippen, genießen könne; er wolle sie dafür heiraten. Oder welches mir nach dem Plane der 8. Szene fast wahrscheinlicher wird, beredt Philipp Finetten, seinen Bruder Samuel mit guter Manier aus der Welt zu schaffen.

„Ungeachtet dieser Mutmaßung aber würde mein Bruder die Szene so angelegt haben, daß kein abscheulicher, vorsätzlicher Brudermörder, der auf das Rad und nicht aufs Theater gehört, entstanden wäre, zur vollkommenen Darstellung einer moralischen Lehre, die für ein Auditorium Banditen und Straßenräuber sehr erbaulich sein mag, wenn vornehmlich zu größerer Rührung ein Geistlicher ihn reuvoll und selig sterben läßt: welches vollkommen aus der Natur des bürgerlichen Lebens genommen wäre. Unsern jetzigen großen Schauspielern würde eine solche Rolle auch besser behagen, glücken und mit größerem Beifall belohnt werden als ein launlicher Bruder Liederlich, der bei einem Glase Wein mehr spricht, als sein Herz und Kopf jemals zu thun fähig ist. Vielleicht wäre auch eine Szene vorgefallen, wo Finette Philippen seine trunkenen Anschläge vorgehalten, die er geleugnet und für eine Erdichtung von Finetten gehalten hätte, wengleich im Plane nichts davon steht.

„Mit der 6. Szene des 3. Akts im Plane kann sich das Stück so nicht schließen. Denn da Samuel Richard den Termin wirklich verschlafen, so muß der alte Berthold nunmehr erscheinen und Samueln bekannt machen, daß er zu bezahlen kontumaziert sei. Berthold muß sich aber nunmehr als ein ehrlicher Mann und als ein wahrer Freund des Samuelns zeigen, welchem er nur wegen seiner Vergeßlichkeit einen Denkartel anhängen wollen. Dieses und die Betrachtung, daß er nunmehr bezahlen müßte, wenn Berthold schlecht genug dächte, und doch nicht bezahlen darf, macht auf Samueln Eindruck und wirkt Versöhnung und zugleich die Zusammengehung der Charlotte mit Karl Berthold.“

In einem Briefe Boies an Eschenburg vom 16. Dezember 1767 (D. v. Heinemann, „Zur Erinnerung an Lessing“, S. 93) heißt es: „Von ihm [Lessing] bekommen wir bald eine neue Komödie, Der Schlafrunk, die schon gedruckt ist, aber vor der Aufführung nicht ausgegeben wird.“

Das Fragment eines früheren Entwurfes aus der Berliner Zeit veröffentlichte zuerst Danzel.

Tragische Sujets.

In seinen Kollektaneen sammelte Lessing außer vielen anderen auch Stoffe, die ihm für eine dramatische Behandlung geeignet erschienen. Er trennt sie als tragische und

Romische Sujets.

Ueber beide spricht sich Lessing in den Bemerkungen aus, die Eschenburg dieser Sammlung vorangestellt hat.

Nachspiele mit Hanswurst.

Im 17. Litteraturbriefe (1759) hatte sich Lessing schon ungünstig über die äußerliche Verbannung des Harlekin von der Bühne ausgesprochen. In der „Hamburgischen Dramaturgie“ (1767, 18. Stück) weist er die Widersprüche jenes Reformversuches des Prof. Gottsched und der Neuberin mit schärferen Argumenten nach. Im Sinne dieser Erklärung sind die „Nachspiele mit Hanswurst“ aufzufassen.

Das Horoskop.

Dieser interessante Entwurf und der folgende sind Anlagen zu Trauerspielen „im großen Stil, die das Gepräge einer Meisterhand an sich tragen“, wie Borberger sagt. Ueber die Entstehung desselben wissen wir nichts.

Spartacus.

In Wolfenbüttel dachte Lessing an die Ausführung des Planes zu einer Tragödie Spartacus. Am 16. Dezember 1770 schreibt er von dort an Ramler:

„Die Ode [Ramlers] an die Könige will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hilfe derselben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sieht als der beste römische. Aber wenn! wenn! — Diesen Winter gewiß

nicht." Am 24. Dezember 1770 schreibt ihm sein Bruder Karl aus Berlin: „Vermutlich wirst du nun schon den Spartacus von Saurin erhalten haben. Ich habe diese Tragödie selbst durchgelesen, allein nur flüchtig, weil Boß sie dir sogleich überschieken wollte. Der dritte und vierte Aufzug hat wirklich große tragische Züge, aber der fünfte ganz französische. Daß Spartacus von der Emilie zum Beweise ihrer Liebe gegen ihn ein Mittel verlangt, sich töten zu können oder frei zu sterben, da er nicht mehr frei leben kann, mag ununtersucht bleiben; auch das: ob es einem Helden, und zwar einem liebenden gemäß ist, der die Schwierigkeiten nicht zählt, sie nur überwindet und glaubt, daß man nicht um sein bißchen einzelner Ehre so viel Unruhe und Aufsehens in der Welt machen muß, sondern nur dann, wenn es das Wohl der Menschheit vergrößert und befestigt. Warum aber tötet sich vorher Emilie? warum versucht sie nichts zuvor bei ihrem Vater? So wie Saurin das Stück bearbeitet hat, sollte Emilie erst da sich wirksam zeigen. Ihre Liebe zum Vaterlande oder ihre Leidenschaft zum Spartacus könnte die Oberhand behalten. Doch so verschwenderisch und hurtig zum Sterben bereit sein, ist nicht Heldenmut, ist Kleinmut, Ueberdruß des Lebens, Krankheit der Sinne oder sonst ein anderes physisches Uebel. Wo so etwas zu sehr vor dem Moralischen hervorsticht, da wird nun wohl das Herz nicht sehr gerührt.“ — Der Inhalt des Saurinschen Trauerspiels ist nach Boyberger folgender:

Spartacus hat bei der Plünderung Tarents durch seine Truppen ein junges Mädchen vor Mißhandlungen geschützt und ist in erwiderte Liebe zu ihm entbrannt. Dieses Mädchen erfährt später, daß sie die Tochter des Crassus ist, und reist zu ihm in sein Lager, wird aber unterwegs von den Soldaten des Spartacus gefangen genommen und an Spartacus ausgeliefert, ohne daß dieser weiß, wen er gefangen hält. Die Mutter des Spartacus, die zu Rom gefangen war, soll von den Römern gezwungen werden, ihren Sohn zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, sie nimmt sich aber das Leben. Zur Rache fordert das Heer den Tod der Emilie; Spartacus aber, der in ihr seine Geliebte erkennt, verweigert ihn nicht nur, sondern sendet sie sogar unverletzt zu ihrem Vater zurück. Spartacus hat sich seinen Unterfeldherrn Noricus zum Feind gemacht, indem er ihn in einer Schlacht Feigling nannte, und zwar in der Schlacht, die den Kordon, den er um das Lager des Crassus gezogen hat, schließt. Trotzdem läßt er dem Noricus den wichtigen, durch seine Truppen eroberten Posten, dessen Treue vertrauend. Als es aber zur Schlacht kommt, verrät Noricus den Spartacus und liefert ihn dadurch in die Hände des Crassus, der ihn gebrauchen will, um

seinen Triumphzug in Rom zu verherrlichen. Doch Emilie verlangt eine Unterredung mit dem Gefangnen, in der sie ihm einen Dolch ausliefert, nachdem sie sich selbst damit zu Tode verwundet hat; mit diesem Dolche nimmt sich Spartacus das Leben.

„Diese Grundlage konnte auch Lessing gebrauchen,“ fügt Borberger hinzu, „obgleich er von ihr abweichen wollte. Sein Crassus sollte einen bestimmten Charakter bekommen; der des Saurin ist fast ganz charakterlos. Lessings Crassus war geizig, und wegen seines Geizes hielt er die Unterhandlungen mit den Sklaven, welche vollkommene Freiheit verlangten, nicht für zum Ziele führend; er dachte in der Schlacht wenigstens die Gefangenen zu retten. Auch wird bei Lessing Spartacus durch Verrat gezwungen, eine ungünstige Schlacht zu liefern, nicht Crassus wird zu schlagen gezwungen. Der Hauptunterschied ist folgender: Saurin läßt zwei sich nie berührende Handlungen in seinem Drama parallel nebeneinander herlaufen, die sich erst am Schluß, nicht aber während der Entscheidung vereinigen. Die Liebe des Spartacus zur Emilie wird nur benutzt, um dem Spartacus die Schmach des Triumphzuges zu ersparen, aber Spartacus geht nicht ihretwegen unter. Saurin hätte irgendwie die Emilie mit dem Verrat des Noricus in Verbindung bringen oder den Spartacus durch diese Liebe entmutigen lassen müssen; aber weder geht Noricus zu den Feinden des Spartacus, weil ihn die Freilassung der Emilie kränkte, noch ist Spartacus irgend etwas von seinem Heldentum verloren gegangen; er ist noch ganz der Mann und Held in der entscheidenden Schlacht wie vor der Erstürmung Tarents; das beweist er in dem Scharmützel, in welchem er die Position mit Leichtigkeit nimmt, die Noricus zweimal vergebens bestürmt hatte; der einzige Gebrauch, den Saurin von der Verwicklung im Momente der Entscheidung macht, ist der, daß die Emilie den Spartacus zurückhält, zu seinen Truppen zu gehen, und daß während des Noricus mit seinen Galliern abfällt. Lessing hat diese Liebchaft weggelassen; sein Spartacus ist von Pompejus und Crassus eingeschlossen, ist bereits in unglücklicher Lage und steht nicht gerade auf dem Gipfel seines Glücks; er wird dadurch besiegt, daß Crassus den Waffenstillstand bricht.“

Lessing kam nicht zur Ausführung der Tragödie, die er wieder am 16. Februar 1771 erwähnt und noch 1775 seinem Bruder in Aussicht stellte.

Der Galeerensklave.

Karl Lessing kannte den Titel dieses Entwurfes, fand denselben aber nicht unter den Papieren seines Bruders. Glücklicher war

Danzel, dem wir die Veröffentlichung desselben aus den Breslauer Papieren verdanken. Lessings Original ist das 1767 erschienene Drama „Honnête criminel ou l'innocence reconnue“ von Falbaire (1727—1800), nach welchem ein junger Protestant aus Nismes, Johann Faber, an die Stelle seines Vaters, der wegen Uebung seiner Religion zu den Galeeren verurteilt worden und (1756) in das Bagno von Toulon abging. Nachdem er sechs Jahre die Ketten getragen, wurde er durch den Herzog von Choiseul, der es erfahren, in Freiheit gesetzt. Die deutsche Uebersetzung des Stückes hieß: „Die Belohnung der kindlichen Liebe. Ein rührendes Lustspiel in 6 Aufzügen von Falbaire. Aus d. Franz. Leipzig. 1768.“

Die Gebrüder Dürer oder die Großmütigen.

Den Namen „Dürer“ behalten wir nach Boybergers Vermutung bei, während Danzel „Dürr“ liest. Boyberger hält beide Titel für identisch und nimmt in Bezug auf den Inhalt des Stückes an, daß der Graf von Carlstadt ein Bruder des Andreas Dürer, also Cölestine, Andreas Dürers Pflgetochter, in Wahrheit dessen Nichte ist.

Werther der Bessere.

Wahrscheinlich durch Nicolais matte Satire auf Goethes Werther wurde Lessing veranlaßt, jenen Roman anzugreifen, der ihm so viel Interesse eingeflößt hatte, aber in der ganzen Entwicklung mißfiel. Am 26. Oktober 1774 schrieb Lessing an Eichenburg: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethischen Romans gemacht haben! Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe? Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers J. [Jerusalem] Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die mußten sich vor der Schwärmerei

der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φουιν antreibt, nur kaum einem Mädchchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelschen zum Schlusse, und je cynischer, je besser!"

Wenn später Lessing gegenüber Weiße die Romangestalt Werther einen „empfindsamen Narren“ nennt, gegen den er Jerusalem als „wahren nachdenkenden Philosophen“ in Schutz nimmt, so hatte er recht. Aber verfehlt ist seine Gesamtauffassung, auf Grund deren er eine andere Schlußwendung fordert. Wir verweisen in diesem Sinne auf die geistvolle, psychologisch scharfe, an feinsinnigen Urteilen über Litteratur und Leben reiche Abhandlung von Dr. Ludwig Wille, Prof. der Psychiatrie in Basel: „Goethes Werther und seine Zeit, eine litterarhistorisch psychiatrische Studie.“ (Basel, 1877.) Dort heißt es (S. 23): „Werther mußte untergehen und zwar untergehen infolge seines zur Selbstvernichtung drängenden Wesens. Jeder andere Ausgang des Romans wäre unwahr, ja unnatürlich gewesen. Es war daher auch der Versuch Nicolais, die Leiden des jungen Werthers in Freuden desselben umzuwandeln, ebenso trivial als seinem inneren Wesen nach falsch gewesen. Der Roman in allen seinen Teilen ist die strenge und wahre Konsequenz des pathologischen Charakters seines Helden.“

Erster Entwurf zu „Nathan der Weise“.

In betreff dieses Entwurfes verweisen wir auf unsere „Einleitung“ zu Nathan in Bd. IV. S. 19 ff. unserer Ausgabe. Aus Versehen schrieben wir in Bd. IV. S. 95 Zeile 9 v. o. „Redlich“ statt „Borberger“, was dann in den Anmerkungen irrtümlich wiederholt wurde.

Komische Einfälle und Züge.

Der Bemerkung Karl Lessings, man sehe den komischen Einfällen und Zügen die Jugend an, kann man die Frage gegenüberstellen, ob man es nicht vielleicht nur mit Citaten aus dramatischen Werken zu thun hat. Indessen gibt es keinen Anhaltspunkt zur Feststellung der Thatfachen.

Hugo Göring.